Harzmärchenbuch

oder

Sagen und Märchen aus dem Oberharze.

Gesammelt und herausgegeben

von

August Ey,
Verfasser des Harzbuchs.

Stade.
Verlag von Fr. Steudel.
1862.



Druck von August Grimpe in Hannover.



Vorrede.

Harzmärchen, steinalt und nagelneu, wie du willst lieber Leser, gebe ich dir hier zu lesen; steinalt sind sie, weil sie schon lange lange Jahre da waren, nagelneu, weil sie noch kein Mensch aufgeschrieben hat und drucken ließ; just so, wie sie sich die Alten unter einander hier auf dem Harze oder ihren Kleinen sonst erzählten. Jetzt ist es damit vorbei, denn die Alten sind todt und die Jungen haben sie vergessen und hätte ich damals meine Harzmärchen den Alten nicht abgehorcht und gleich so aufgeschrieben, so wären die meisten davon schon längst vergessen. Die Jungen glauben an solche wunderbare Begebenheiten nicht mehr, denn sie sind zu aufgeklärt, hören's aber immer gar gern, wenn ein hübsches Märchen erzählt wird, so recht einfach und

sinnig, lebendig und lehrreich, recht und schlecht, so daß der Dumme und Kluge, der Reiche und Arme, der Vornehme und Niedrige dabei steht, horcht und am Ende sagt: „Etwas ist doch daran." Ist die Geschichte auch nicht wahr, so läßt sie sich doch gut anhören. Ist sie auch einfach, ja manchmal zu einfach, es steckt doch manch werthvolles Körnlein für Gelehrte und Ungelehrte darin. Zwar nicht so, daß man's gleich mit Händen greifen kann; o nein, die Lehre spielt erst mit einem ein wenig Verstecken, und Jeder, der sie haben will, muß sie erst hübsch suchen. Das Kind hat's aber gleich weg, wenn's auch nicht sofort eine lange Rede darüber hält. Es hört's, behält's und benutzt's, wie es ihm gut dünkt. Genug, daß es seine Lust am Märchen hat und für sein Leben gern Märchen erzählen hört. Deshalb sind aber die Kinder auch die unpartheiischsten Kritiker darüber und wissen gar leicht gut von schlecht zu unterscheiden. Vor ihrem Richterstuhle haben meine Harzmärchen die Feuerprobe bestanden und sind freundlich begrüßt. Daß ich dies Büchlein mehr zur Unterhaltung und Belehrung als zu wissenschaftlichen Forschungen bestimmte, wird Jeder darin

bemerken, der die Erzählungen bunt und wirr durcheinander aufgeführt findet, gleichsam wie den Strauß, welchen man auf blumiger Wiese und im duftenden Wald pflückt und ohne Ordnung zusammen bindet.

Schau dir das freundliche Märchensträußlein mit unparteiischem Sinn an und gefällt es dir, lieber Harzbruder, dem die Heimath an's Herz gewachsen ist, und dir guter Freund, der du fern unserm Gebirge wohnst, so ist sein Zweck erreicht und meine Mühe belohnt; denn es nützt gewiß.

Den Herren vom Fache dann gebe ich die Versicherung, daß kein Märchenwerk bei Abfassung dieses Büchleins benutzt, kein Stoff dazu aus irgend einer andern derartigen Schrift genommen, sondern alles aus dem Munde des Volks niedergeschrieben ist. Auch sage ich den Herren meinen herzlichen Dank, welche mir beim Sammeln dieser Märchen behülflich waren.

So fliegt denn hinaus, ihr Schmetterlinge lustiger, ernster und ungekünstelter Volksphantasie und laßt euch in die blumigen Jugendgärten Deutschlands nieder; erzählt dort von unsern Harzsitten und Gebräuchen; erzählt dort, wie es sonst hier gieng und war; erzählt

dort, wie man sonst hier dachte, glaubte und handelte und wie der Aber- und Unglaube, boshafte That und gotteslästerliches Handeln hart bestraft, dagegen frommer Glaube, Tugendhaftigkeit und Rechtschaffenheit hoch geachtet und reich belohnt wurden. Gehet hin und grüßet alle, zu denen ihr kommt, mit unserm schönen Gruß: Glückauf!

Zellerfeld, den 20. November 1861.

August Ey.



Inhalt.





Die Schildwache.

Ein König hatte eine bildschöne Tochter, das war des Vaters höchstes Gut, und er liebte sie über alles in der Welt. Da kam einst ein mächtiger Zauberer, der von der großen Schönheit der Prinzessin gehört hatte und wollte sie heirathen. Der König aber schlug dem Freier die Bitte ab, und so die Tochter auch. Deshalb wurde der Zauberer böse und verwünschte die Prinzessin; denn er sprach: „Du sollst augenblicklich sterben, und alle Nacht um 11 Uhr aus deinem Grabe heraufsteigen und bis um 12 Uhr ein Bär sein!" Du König aber sollst alle Nacht eine Wache an das Grab stellen, und thust du das nicht, so bist auch du ein Kind des Todes. Als er das gesagt, stürzte das blühende Mädchen todt zur Erde, der Zauberer aber war verschwunden. Man machte alle möglichen Versuche, das Mädchen zu retten, sie war aber todt und blieb todt. Weil nun alles nicht half, so wurde sie in der Kirche begraben und dem Vater brach darüber beinahe das Herz. Er erinnerte sich aber an den schrecklichen Befehl des Zauberers und ließ eine Wache an das Grab stellen. Am folgenden Morgen bekam der betrübte König die Nachricht, daß die Wache zerrissen und todt bei dem Grabe gefunden wäre; den zweiten Morgen

kam die nämliche schreckliche Botschaft und so alle Tage. Das gieng lange Zeit so und der König hatte fast keine Soldaten mehr, die Wache bei der verstorbenen Prinzessin stehen wollten; deshalb mußte endlich jedes mal geloost werden. Da traf einst das Loos einen Soldaten, der ein junger hübscher Mensch und der einzige Sohn seiner Eltern war. Als er aber gezogen hatte, wurde er ganz traurig; denn er dachte, daß es ihm nicht besser gehen würde, wie seinen andern Kameraden, die Wache bei dem Grabe standen. In seiner Verzweiflung gieng er noch einmal hinaus ins Freie, er wußte aber nicht wohin; da begegnete ihm ein altes Mütterchen, das fragte ihn, warum er so traurig sei. Er erzählte ihm sein Schicksal. Das Mütterchen aber sagte, er möge nur ruhig sein; wenn er hinkomme, so solle er sich an das Grab stellen und ja nicht einschlafen, und wenn es elf schlüge, so würde ein Bär aus dem Grabe kommen, dann solle er anfangen zu laufen, Trepp' auf, Trepp' nieder, bis dreiviertel auf zwölf, dann aber geschwind in das leere Grab springen und ja nicht wieder herausgehen, sonst müsse er sterben. Der Soldat dankte dem Mütterchen aufs herzlichste und gieng gestärkten Muthes wieder in sein Quartier zurück. Der verhängnißvolle Abend kam heran, man brachte den Unglücklichen unter vielen Trauerbezeugungen hin in die Kirche und schloß die Thür hinter ihm zu, damit er nicht entlaufe. Er stellte sich treu dem Befehle neben das Grab und erwartete mit klopfendem Herzen die Mitternachtstunde. Als es Elf schlug, that sich das Grab auf und ein Bär kam heraus. Da fing der Soldat an zu laufen immer zu, und der Bär hinter ihm drein. Als nun der

Mensch bald nicht mehr laufen konnte, da schlug es endlich dreiviertel auf zwölf und geschwinde sprang er in das offene Grab und blieb darin sitzen. Da das der Bär sah, legte er sich auf's Bitten und sagte: „Schildwache, gehe aus meinem Grabe!" Der Soldat blieb aber steif und fest darin sitzen. Der Bär bat immer dringender und inbrünstiger, aber jener blieb im Grabe sitzen. Da schlug es zwölf Uhr und mit dem letzten Schlag that der Bär einen Schrei, daß dem Soldaten Hören und Sehen vergieng und in dem Augenblick war der Bär wieder in die Prinzessin verwandelt, die stand vor dem Grabe und war wieder lebendig. Da er das sah, stieg er aus der Gruft und war froh in seinem Herzen; denn er hatte die Königstochter erlöst. Am andern Morgen kam der König und wollte sehen, was aus dem Soldaten geworden wäre. Wie erstaunte jener aber, als dieser ihm ganz unversehrt mit der Prinzessin an der Hand entgegen kam. Da war große Freude und der König gab sie ihm zur Frau und beide lebten glücklich mit einander lange Jahre.

Der Hund.

Es waren einmal zwei Brüder, der Eine, ein Advokat, war reich, geizig, verschmitzt und schlecht, er betrog die Leute, wo er nur konnte; der Andere, ein Schäfer, war arm, ehrlich und fromm. Der Arme ermahnte oft den Reichen und sagte: „Laß doch ab von deinem Lebenswandel und denke daran, daß du einmal sterben und Gott von allem Rechenschaft geben mußt, was du gethan hast." Der Reiche aber lachte und spottete darüber und sprach:

„Ach geh' mit deinen Reden; ich will mit deinem Gott schon fertig werden; ich habe schon viele Processe geführt und bin immer gut durchgekommen, diesen Proceß, der mir da noch bevorsteht, will ich auch wohl gewinnen," und was des überklugen und stolzen Geschwätzes noch mehr war. Es kam aber die Zeit, daß der Reiche starb. Als er nun begraben war, saß der Schäfer des Abends einmal bei seiner Heerde und dachte darüber nach, wie es seinem verstorbenen Bruder wohl gegangen sein möchte, ob er jetzt glücklich und selig, oder verdammt wäre. In Gedanken vertieft, wird er einen großen schwarzen Hund gewahr, der an der Grenze der Wiese herauf auf ihn zukommt. Nach einigen Minuten steht das Thier kopfhängend und demüthig vor dem Hirten und sieht den Dasitzenden an. Der Schäfer wundert sich über das sonderbare Benehmen des Thieres und spricht, ohne eine Antwort zu erwarten: „Wo kommst du denn her, was willst du?" Der Hund aber antwortet: „Ach Bruder, hätt' ich dir doch gefolgt! Als ich vor Gottes Thron kam, war mein Urtheil schon bestimmt, war der Fluch über mich schon ausgesprochen, und nun kann ich nicht eher selig werden, bis das Geld, um welches ich die Leute betrog, was ich unrecht erworben habe, wieder an seine rechtmäßigen Herren gekommen ist." Hierauf giebt der Hund — der, beiläufig bemerkt, der verstorbene Advokat war — seinem Bruder die Namen derer an, welche er um das Geld betrogen hatte, und sagt ferner, daß der ganze Schatz in seinem Garten unter dem großen Kirschbaum verborgen läge und bittet den Hirten, das Geld an die rechtmäßigen Herren zurück zu geben. Der Schäfer

erfüllt treu die Wünsche seines verstorbenen Bruders und vertheilt das übrig gebliebene Geld, zu welchem sich keine Herren gefunden hatten, unter die Armen. Darauf hat sich der Hund nicht wieder sehen lassen.

Die Maus.

Als der Dreizehnlachterstollen belegt wird, setzt man im Bergamte den Bergmeister H. zum Führer der großen Arbeit; das ist im vorigen Jahrhundert gewesen. Dieser Mann hat keine Frau, nur eine Haushälterin gehabt, die für sein Hauswesen mit Leib und Seele sorgte. Hat der Herr sein Mittagsessen verzehrt, so pflegt er in der Regel ein kleines Schläfchen zu machen. Einst spricht er zu seiner Haushälterin: „Cathrine, wenn ich eine halbe Stunde geschlafen habe, so weck' mich; aber ja keine Minute früher oder später, denn meine Ehr und mein Leben hängt davon ab." Die Haushälterin setzt sich also vor ihren schlafenden Herrn hin, und paßt auf ihn und die Sanduhr. Als er eine Viertelstunde geschlafen hat, kommt ihm mit einemmale eine Maus aus dem Munde gekrochen, läuft an ihm herunter und verschwindet auf der Erde. Eine Minute vor der bestimmten Zeit des Aufwachens kommt sie wieder zurück, kriecht dem Bergmeister in den Mund und ist verschwunden; mit einem tiefen Schnarchen erwacht der Schläfer, dann kriegt er schnell sein Anfahrzeug her, zieht das an und geht fort, um nachzufahren. Das ist oft geschehn, und jedesmal hat er von der Maus Nachricht bekommen, ob die Leute falsch arbeiten, oder ausgerissen sind, oder ausreißen wollen,

und keinmal ist er vergebens angefahren, etliche hat er immer auf ihren Schleichwegen abgefaßt. —

Ein gewisser Bergmann Schramm ist mit mehreren Kameraden vor Ort, arbeiten auf dem Durchschlag, und wollen sich den Freitag Nachmittag zu gut machen. Als sie dem obersten Fahrloch nahe kommen, sehen sie den Bergmeister oben daran stehen, und kehren wieder um; das dreimal, und jedesmal ist er da. Nach Beendigung der Schicht fragen sie den Gaipelaufseher, wie lange denn der Bergmeister diesen Nachmittag da geblieben sei. Der Gaipelaufseher hat aber den Bergmeister nicht gesehn. Ebenso wird die Haushälterin des Bergmeisters gefragt, wie lange ihr Herr den Freitag Nachmittag ausgewesen sei. Die aber antwortet, er sei nicht aus der Stube gekommen; und doch haben ihn die Gedinghеuer alle am Fahrloche gesehen. Bei der Abnahme des Gedings sagt der Bergmeister zu diesen Leuten: „Wenn sie denn wieder ausrissen, oder ausreißen wollten, so würden sie nicht wieder aufs Geding kommen."

Die goldene Flöte.

Es war einmal ein junger Holzhauer, der hieß Zacharias; dieser gieng eines Tages in den Wald an sein Geschäft. Als er nun einen dicken Baum anhieb, hörte er eine feine klagende Stimme, die recht bittend klang. Er hörte auf zu hauen und fragte: Wo bist du denn? Die Stimme antwortete: Hier im Baum bin ich. Haue nur da oben, wo der weiße Strich am Baum ist, ein Loch hinein. Er that es und nach einigen Hieben

hatte er eine Öffnung in dem Baume; jetzt sah er, daß es ein hohler Baum war und bald darauf guckte ein wunderhübsches Mädchengesicht aus dem Loche und lachte ihn recht freundlich an. Er fragte: Wo bist du denn da hinein gekommen? Da erzählte ihm das Mädchen, es sei von einem Riesen hierher gebracht, und müsse so lange da bleiben, bis der Baum umgehauen würde. Der Holzhauer machte nun die Öffnung so groß, daß das Mädchen herauskommen konnte. Als es persönlich vor ihm stand, hatte es ein kleines Fläschchen in der Hand, und sagte: Ob er nicht zu dem Riesen gehen und ihm die Flöte holen wolle, die er ihm gestohlen hätte, und ohne welche es nicht hier von der Stelle und sein Schloß beziehen könne; es war ein reiches Edelfräulein. Der Riese aber wohne in einer großen Höhle hinter jenem großen Berge, und habe die Flöte beständig bei sich, auch wenn er schlafe. Augenblicklich war der Holzhauer dazu bereit und machte sich mit seiner Axt auf den Weg zu dem Riesen. Es dauerte nicht lange, so kam er zu einem großen Berge, in dem der Riese wohnte. Auch fand er bald die Höhle, vor welcher der Riese, in ein Bärenfell gekleidet, saß. Mit Angst im Herzen gieng der Holzhauer dem Riesen näher und grüßte ihn freundlich; doch dieser fuhr ärgerlich auf ihn zu und fragte ihn, was er Zwerg hier wolle. Der aber sagte, er habe sich hier im Walde verloren, sei ein Holzhauer und bitte ihn, ob er wohl nicht diese Nacht bei ihm bleiben dürfe. Darauf wurde der Riese wieder ruhiger und sagte, er könne da bleiben, müsse aber das Holz klein machen, was vor der Höhle läge. Das that denn auch der junge Mensch; darauf

wies ihm sein Wirth einen Winkel in der Höhle an, wo er schlafen sollte. Der Holzhauer legte sich nun hin und that, als wäre er fest eingeschlafen. Er schlief aber nicht. Als nun der Riese eingeschlafen war, stand der Holzhauer leise auf, nahm seine Axt, schlich sich leise nach dem Ungeheuer hin und gab ihm einen solchen Schlag auf den Kopf, daß er das Aufstehen vergaß, dann hackte er ihm den Kopf ab und nahm ihm die Flöte weg, die er auf der Brust unter dem Bärenfell stecken hatte. Hiernach machte er sich mit seiner Beute wieder auf den Weg nach dem Baum, wobei das Mädchen noch immer stand und das Fläschchen in der Hand hielt. Als es ihn sah, freuete es sich und er mußte ihm erzählen, wie er die Flöte gekriegt hätte. Da er nun auch sagte, er habe den Riesen erst todt geschlagen und so die Flöte von seiner Brust genommen, so war die Freude des Mädchens ganz unbeschreiblich. Es setzte das Fläschchen auf die Erde, nahm die Flöte und spielte ein wundersames Lied darauf. Mit dem Ende des letzten Tones that das Fläschchen einen Knall, daß der Holzhauer bewußtlos zur Erde stürzte. Beim Erwachen lag Zacharias in einem schönen Garten und das hübsche Mädchen stand vor ihm und trocknete ihm den Schweiß ab, ließ ihn auf das Fläschchen riechen und dadurch wurde er wieder so gesund, wie er vorher gewesen war. Dann faßte sie ihn an der Hand und sprach mit einer seelenvoll freundlichen Miene, du hast alles erlöst, du wirst von jetzt an mein Gemahl und der Herr dieser Güter sein. Hierauf führte sie ihn in das schöne Schloß, das in dem Garten stand und so wohnte er mit der schönen Jungfrau darin. Nachher schafften sie

sich Bediente, Wagen und Pferde an und hielten Hochzeit mit einander. So war aus dem armen Holzhauer Zacharias ein großer und reicher Mann geworden und ist es auch geblieben für sein Lebelang.

Die Königstochter ein Schmetterling.

In einem schönen Schloße hier am Harze wohnte eine Königin mit ihrer Stieftochter. Der König war todt und hatte das Mädchen seiner zweiten Frau auf die Seele gebunden, daß sie sich seiner annähme, und es gut hielte. Wie aber der Vater todt war, da waren auch dem Mädchen seine guten Tage aus und doch war es so gut und so fromm, dabei wie Milch und Blut, ja so schön, wie es noch kein Mädchen auf der Welt gegeben hatte. Das rührte aber alles die böse Stiefmutter nicht, sie that Tag für Tag dem guten Kinde mehr zu leid, ja es bekam auch sogar Schläge auf seinen Rücken, und auf seine wunderlieblichen Backen, daß ihm die Thränen davon fielen. Das hielt es alles ruhig aus, es widersprach nicht, es widersetzte sich nicht, es blieb sanft und gut, aber sein Herz schwamm ständig in Thränen. Wer das sah, dies Elend, der mochte noch so hart sein, dem wurde das Herz weich. Ein jeder hätte gerne dem unglücklichen Kinde geholfen, sie konnten aber nicht; denn die Königin hatte das Regiment ganz allein, und wehe dem, wer etwas ihr darüber gesagt oder gethan hätte. So mußte denn das arme Kind sein Leid tragen. Alle Mittag durfte es eine halbe Stunde spazieren gehen auf der Wiese, die bei dem Schloße war, da weinte es sich

denn recht dick und satt und oft war es, als wollte ihm sein gutes Herz brechen. Ach, wie manch heißes Gebet that es hier, wie oft sah's nach dem Himmel, wo sein guter Vater war, wie klagte es da dem lieben Gott seine Noth und bat zuletzt, er möchte es doch von der Welt und zu seinem Vater in den Himmel nehmen, damit es von seiner bösen Stiefmutter wegkäme. So war denn manches Jahr darüber hingegangen, es lebte aber immer noch und trug sein Unglück mit Geduld. Einen Trost hatte es, das war sein gutes Gewissen und eine Hülfe, sein Gebet, die hielten es, daß es nicht ganz verzweifelte, sondern Muth behielt. Nach einem recht schönen Tage, wo es wieder tüchtig von der Stiefmutter ausgezankt und geschlagen war, gieng es wieder auf die Wiese hinaus, und betete heute recht inbrünstig zu Gott, er möge es doch aus dieser Jammerhöhle zu sich nehmen, er möge sich seiner doch endlich erbarmen. Da hörte es auf einmal eine Stimme, es war, als käme sie vom Himmel, die sagte: „Warte bis diesen Abend.“ Ruhig gieng es zu Haus, that seine Arbeit, heute schneller und viel besser noch, als sonst, und dann gieng es in sein Kämmerlein, betete erst noch einmal recht ordentlich und wollte sich dann auf sein Bett legen und dachte, darnach stånd es nicht wieder auf. Es kam aber anders. Als es mit Beten fertig war, that sich die Thür auf und herein kam ein kleines graues Männlein und sprach: Dein Gebet ist erhört, du sollst errettet werden. Du sollst der schönste Schmetterling werden, du sollst dich an Blumenduft und Honigseim laben und Niemand soll dich verfolgen und fangen dürfen, als deine böse Stiefmutter, die aber soll

in eine häßliche Nachteule verwünscht werden und bestimmt sein, dich bei Tag zu verfolgen und von den andern Vögeln gejagt und gepeinigt zu werden. In dem Augenblick war das liebliche Mädchen der wunderschöne Schmetterling, und das graue Männchen war verschwunden. Der Schmetterling flog durch das Fenster, das noch offen war und suchte sich auf einem Baumblättchen eine Stelle zum schlafen. Eben hatte er sich aber zurecht gesetzt, so hörte er einen Ton, der klang wie der einer Nachteule und richtig, die kam daher geflogen, konnte den Schmetterling aber nicht gewahr werden, weil er im Laube saß. Die Eule setzte sich auf einen andern Baum und heulte und winselte die ganze Nacht. Der Schmetterling hörte es und dachte, das ist deine böse Stiefmutter. Hätte sie dich nun besser behandelt, so wäre es so nicht gekommen. Als es Morgen geworden war und die Sonne schien über Berg und Thal, da flog der Schmetterling auf und in den Blumengarten, von einer Blume zur andern und freute sich seines Lebens; denn die Blumen rochen so schön und sahen so schön aus, und hatten auch alle schönen Honigseim, daß sich der Schmetterling recht satt trinken konnte. Es dauerte aber nicht lange, so kam die böse Nachteule und wollte den Schmetterling fangen. Doch der sah früh genug die Eule und flog weg und war unter den Blumen verschwunden. Als ihn die Eule noch suchte, kamen denn die Schwalben und die Bachstelzen und stachen und jagten die Eule von einem Fleck zum andern, bis sie am Ende in ein tiefes Loch, das in der Mauer war, retirirte. Die Vögel schwirrten noch immer davor herum und ließen sie nicht heraus. Da konnte

der Schmetterling wieder hübsch umherfliegen, und so gieng es den ganzen Sommer. Als es aber anfieng kalt zu werden, da kam gerad einmal ein Prinz auf das Schloß und wollte von hier in den Harz auf die Jagd gehen. Da flog der Schmetterling im Garten umher, und der Prinz war auch gerade im Garten. Mit einmal kam die Eule angeschossen und faßte den Schmetterling und wollte ihn zerreißen. Da stürzte aber gleich der Prinz darauf los, der sich den Schmetterling schon längst gewünscht hatte und packte die Eule und drehte ihr den Hals um. In dem Augenblick aber, daß der Schmetterling von der Eule berührt war, war es wieder das liebliche hübsche Mädchen geworden. Der Prinz verwunderte sich, reichte ihr die Hand, und sie wurde seine Frau. Nachher hat sie ihm ihre Geschichte erzählt und sie haben lange Jahre mit einander gelebt; da hat's die Prinzessin gut gehabt bis an ihr Ende.

Der Pochknabe und der Teufel.

Jeder Pochknabe kriegt von seinem Lohn 7 Pfennige, damit kann er machen, was er will. Das ist so Mode. Sonst haben aber auch die Pochjungen in der Lösestunde gewürfelt und um Pfennige oder sonst um etwas gespielt, und am besten ist es am Freitag gegangen, wenn sie ihren Lohn bekommen haben und ihre 7 Pfennige. Einst hat nun ein Pocher seine 7 Pfennige verspielt; er hat sie aber wiedergewinnen wollen, und packt seinen Lohn an, den er mit nach Haus bringen muß. Als er nichts mehr hat, muß er doch aufhören. Nun sieht er erst ein, was

er gemacht hat und wie's ihm geht, wenn er mit leerer Hand nach Haus kommt und bringt keinen Lohn mit; denn sein Vater und seine Mutter sind brav schlimm gewesen und haben gleich erbärmlich auf ihn losgeprügelt mit dem Heftstrick, wenn er etwas peccirt hat. Als der Pochjunge des Abends Schicht hat und nach Haus geht, ist er der allerletzte; er fürchtet sich vor der Strafe, deshalb geht er ganz langsam und weint immer fort vor sich hin. Auf einmal kommt ihm ein fremder Herr entgegen, der hat einen schönen feurigen Rock an, einen etwas dicken Fuß und dann eine hohe Mütze auf, der frägt ihn, was ihm fehle. Der Junge sagt's. Darauf spricht der Mann recht freundlich, ob er (der Junge) morgen früh, wenn das Beten angieng, aus dem Pochwerk kommen wolle und ihm dann gehören, so solle er jetzt sein Geld wieder haben, und noch viel mehr, als er gehabt hätte. Der Junge ist froh, daß er sein Geld wieder haben soll und hat gar nichts Arges daraus und spricht: ja. Darauf giebt ihm der Mann so viel Geld, daß dem Jungen sein Brotbeutel voll wird und ist verschwunden. Nun ist der Pochjunge froh und geht nach Haus. Kaum tritt er in die Stube, so schüttet er voll Freude das ganze Geld auf den Tisch. Die Alten verwundern sich und fragen gleich: Junge, wo hast du das viele Geld her? Da sagt's der Junge ganz ohne Arg. Das behalten wir nicht, spricht der Vater, das ist Teufelsgeld, das hat dir der Teufel gegeben, der ist es gewesen, der hat dich verführt, und will dich morgen holen. Das soll ihm aber nicht schlaunen. Du packst gleich das Geld zusammen, wir müssen nach dem Superintendenten, der

weiß gewiß Rath dagegen. Der Junge packt den Kram zusammen, wäscht sich und muß gleich in seinem Anfahrzeug mit nach dem Superintendenten. Alles wird erzählt. Darauf sagt der Prediger, er wolle morgen früh mit dem Pochknaben anfahren; morgen früh solle aber der Junge, ehe er anführe, eine Nadel nehmen, sich in die Hand stechen, daß 3 Blutstropfen herauskämen, und die Blutstropfen solle er in den Brotbeutel laufen lassen und den Beutel wieder mitnehmen. Dann soll der Teufel seinen Willen nicht haben. Wir wollen ihm bei dieser Gelegenheit den Brei recht versalzen. Das Geld könne aber der Vater behalten. Nein, sagt der Vater, den verfluchten Kram behalte ich keine Stunde im Haus, das macht uns unglücklich; lieber ist es mir, wenn's die Armen kriegen, die wissen doch nicht, woher es ist, und thut denen gut. Damit ist auch der Superintendent zufrieden und behält's. Wie es Vier läutet am andern Morgen, da sappt der Superintendent mit dem Pochknaben zum Zellerfeld hinaus, hinunter nach dem Thal nach dem Nonnenklosterpochwerk, das ist es gewesen, wo der Pocher gearbeitet hat. Alle wundern sich, daß der Mann mit nach dem Pochwerk kommt, allein man denkt, er will einmal mit das Beten anhören, und damit ist es gut. Das Beten geht an, der Superintendent hat den Brotbeutel mit den 3 Blutstropfen in der Rocktasche, Alle sind andächtig, bis daß das Vaterunser gebetet wird. Der letzte Vers wird noch gesungen, da klopft wer draußen ans Fenster. Der Superintendent macht das Fenster auf und reicht den Brotbeutel mit den drei Blutstropfen hinaus. Da entstehet ein gefährlicher Prellerts und ein

ekeliger Schwefelgeruch kommt zum Fenster hinein. Alle erschrecken sich und wissen nicht, was das ist. Der Superintendent weiß es aber und der Pochjunge auch. Als es Tag wird, da liegt der Brotbeutel in Fetzen zerrissen vor dem Pochwerk. Von der Zeit an ist dem Pochknaben so was nicht wieder passirt. Das Geld haben aber denselben Tag noch viele Arme bekommen und sich recht gefreut. Der Pochknabe ist aber um seinen Lohn herum gewesen.

Der Todtentanz.

In Clausthal trägt ein Schusterjunge eine Suppe weg, der Meisterin Schwester hat in Wochen gelegen und der soll er die Wochensuppe hinbringen. Er geht über den Gottesacker, es ist ein hübscher Abend gewesen; aber der Mond hat nicht geschienen. Als er bei die Gottesackerkirche kommt, so sieht er vom Wege links ab vor der hintern Kirchthür, die auf diesseit gewesen ist, Vier mit einander tanzen; sie haben Sterbekittel an und er weiß, daß sie alle Vier schon vor zwei oder drei Jahren gestorben sind. Zwei Männer und zwei Frauen. I, denkt er, was ist denn das? träumst du denn, oder bildest du dir das ein? Du sollst einmal ordentlich zusehen. Er geht also vom Weg ab und hin und will sich überzeugen. Als er noch ein paar Schritt davon entfernt ist, da lassen die Träger los und eins der Mannsbilder springt auf ihn zu, und giebt ihm eine solche Ohrfeige, daß dem Jungen der Kopf halb auf der Seite sitzt. Natürlich läßt er vor Schreck den Teller mitsammt dem Suppennapf

fallen und geht zu Haus und weint. Als er nach Haus kommt, erzählt und sagt, er habe den Napf mit der Suppe fallen lassen, da will ihn seine Meisterin noch dazu schlagen. Sie hats aber nicht nöthig; denn der Junge fällt um und ist todt. Das kommt vom Vorwitz.

Der beste Schuß.

Es war einmal ein Bergmann, der schoß gern und konnte auch gut schießen. Nun war Freischießen in Goslar und da wollte er auch einmal sein Heil versuchen, ob er den reichen Goslarschen einige Thaler dabei abnehmen könne. Vorzüglich lag ihm daran, den besten Schuß zu thun und dann die Ehre davon zu haben; denn den besten Gewinn konnte er als Fremder nicht kriegen nach den Schützenregeln. Er nimmt also sein Gewehr vom Nagel, es ist erst hübsch geputzt und rein gemacht, es blittert und blänkert und damit fort. Als er auf die hohle Kehle kommt, damals ist der Weg noch schrecklich schlecht gewesen, so sitzt da ein alter, schwacher Mann und schwitzt und ruht sich aus, dabei ist er ganz zerlumpt, und die bloße Haut guckt hie und da durch sein dünnes Zeug; die greisen Haare hängen unter seinem alten Hut vor, und die Hand und das Gesicht sind ganz abgezehrt und abgehagert. Ach, sagt dieser Alte: lieber Mann, gebt mir doch, um Gotteswillen, ein Almosen. Der Bergmann hatte ein gutes Herz, er griff in die Tasche und gab ihm die Hälfte von seinem ganzen Gelde, wofür er zwei Sätze schießen wollte. Der arme Mann schien vor Freude stumm zu werden und dankte recht herzlich für das große

Geschenk, dabei sagte er: Ihr seid ein Schütze und wollt hinunter nach Goslar zum Schützenhof und mit schießen. Ich weiß es. Hier nehmt dies Gläschen und wenn ihr schießen wollt, so gießt daraus 3 Tropfen auf das Visier. Dann ging er fort und der Bergmann nach Goslar. Als er nach Goslar kam und eben schießen wollte, holte er erst sein Gläschen hervor und goß 3 Tropfen auf's Visier, legte dann an, und o Wunder, er hatte nun die weite Scheibe ganz dicht vor sich, so daß er nur auf den Nagel zu halten brauchte. Als es knallte, tanzte der Scheibenweiser und wollte gar nicht fertig werden. Der Bergmann hatte mitten auf den Nagel getroffen und den besten Schuß. So giengs mit jedem Schuß und er nahm ein ungeheures Geld mit nach Haus und hatte auch die Ehre, den besten Schuß gethan zu haben; so hatte er mehr auf den einen Satz, als er sonst auf zwei gehabt hätte. Darnach nahm er sein Gewehr auf die Schulter und gieng mit vollen Taschen wieder nach dem Harz. Als er auf die Stelle kam, wo der Alte gesessen hatte, da saß er wieder und fragte: Na, wie ist es gegangen? Recht gut, sagte der Bergmann. Jetzt müßt ihr mir aber mein Fläschchen wiedergeben. Ja wohl, sagte der Bergmann, holte es aus der Tasche und reichte es gleich dem Alten hin. Auch bedankte er sich dabei und sagte, so etwas hätte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen und erlebt. Das wäre ein köstliches Wasser. Wenn er das immer hätte, so sollte es nicht lange dauern und er wollte sich bald so viel zusammen schießen, daß er der reichste Mann würde. Darauf sagte der Alte: Weil du das Glas gleich so gutwillig mir wiedergeben willst, da

du doch weißt, was es für einen großen Werth für dich hat, so sollst du es ganz behalten. Damit du aber weißt, wozu es noch gut ist, so habe ich dir noch nicht Alles gezeigt und gesagt, was man damit erzielen kann. Sieh, hier nahm er einen breiten Schieferstein auf, goß drei Tropfen aus dem Glas darauf und in dem Augenblick war der Stein in ein eben so großes Stück Silber verwandelt, das er dem Bergmann hinreichte. So kann man es auch gebrauchen. Das nimm zur Belohnung für deine Mildthätigkeit und gebrauche es ordentlich, aber mißbrauche es nicht, sonst ist es dir unter den Händen weg. Der Bergmann drückte dem Alten die Hand und in dem Augenblick war dieser verschwunden. Ganz überglücklich gieng der Bergmann nach Haus, brauchte das Glas nach der Vorschrift und ist so nach und nach zum reichen Mann und zum berühmtesten Schützen auf dem ganzen Harze geworden.

Der dem Teufel vermachte Junge.

Da unten im Prachtgäßchen in Clausthal wohnte vor langen Jahren eine Frau, die hatte ihren Jungen dem Teufel vermacht, damit er ihr dafür recht viel bringen sollte. Wie die Zeit nun bald herum war, daß der Teufel nach ihrer Meinung den Jungen holen mußte, da macht sie sich fort ins Land, und läßt ihr Kind zu Haus. Des Abends in der Dämmerung sitzt der Junge hinterm Tisch auf der Bank, und seine Wirthin und ihre Schwester sitzen und spinnen Hede. Alles ist still, die Räder schnurren bloß und draußen saust der Wind; es

ist ein recht graulicher Abend. Da hören sie mit einemmal ein Gepolter, und einen Spektakel im Schornstein herunter und hinein in den Ofen, daß den Frauen Hören und Sehen vergeht. Zur Thür können sie nicht hinaus, die ist zu. Hinaus wollen und müssen sie. Sie springen also zum Fenster hinaus, und sagen: „Junge, komm' mit. Ach, schreit der, ich kann nicht, ich kann ja nicht vom Platz, es ist, als wär' ich fest gebannt. Sie lassen ihn also sitzen und machen so schnell sie können, um auf die Nachbarschaft zu laufen und Hülfe zu holen. Als sie wieder kamen mit Hülfe, da ist der Junge vom Platz weg, die Wände sind mit Blut bespritzt und es ist eine wahre Wüstenei in der Stube. Alles über einander geworfen, Tische und Bänke umgestürzt und mitten in der Stube liegt der Junge mit zermalmten Armen und Beinen und ist todt.

Die Geizige.

Eine Frau aus Zellerfeld besucht einmal ihre Schwester in Lautenthal. Als sie hinkommt, hört sie, daß Tags zuvor aus dem Haus eine Frau begraben ist, die aber allgemein der Geizhals geheißen hat. Die Lautenthäler hat keine Kammer weiter gehabt, ihre Schwester muß also in der Stube auf dem Canapé schlafen. Es wird nun Bettzeug herunter geholt, und ein Bett da zurecht gemacht. Ja, spricht die Zellerfelder, die Geizige ist doch hier auf dem Canapé nicht gestorben? Nein, sagte die andere. Wo ließ ich dich denn sonst da schlafen? In gutem Glauben legt sich also jene auf das Bett, das

zurecht gemacht ist. Die anderen gehn trepp auf; die Zellerfelder kann aber nicht einschlafen. Es schlägt zehn, es schlägt elf, und sie schmeißt sich von einer Seite auf die andere. Wie es gerade ein Viertel auf zwölf schlägt, denkt sie, na, das ist die Geisterstunde, wenn nur die Geizige wegbleibt. Aber kaum hat sie es gedacht, da geht die Thür auf und herein kommt eine weiße Gestalt. Der Mond ist halb gewesen und hat in die Stube geschienen, daß man recht gut so etwas sah. Auch sind die Laden nicht zu gewesen. Die Gestalt kommt auf die Frau zu, die da liegt, schiebt den Tisch weg und faßt den Mantel (es ist der ihrige gewesen), mit dem die Zellerfelder zugedeckt ist und reißt ihn der weg; denn sie hat auch im Tode noch nicht leiden können, daß ihre Sachen gebraucht werden, wirft ihn in die Stube, kramt auch noch vor der Schublade herum und das alles mit schrecklichem Lärm und Spektakel, so daß der Zellerfelder der Angstschweiß ausbricht. Endlich schlägt's zwölf und mit dem letzten Schlag ist Alles weg und still. Bis dahin hat die Zellerfelder nicht sprechen und rufen können; sie hat's versucht, es ist aber nicht gegangen. Nun kann sie aber rufen und schreit ihre Schwester wach, die kommt herunter und findet, wie sie herein kommt, den Mantel mitten in der Stube und auch das Zeug der Todten, das in der Schublade gelegen hat, auf der Erde herum liegen; sonst aber nichts weiter verändert. Von da an hat sich die Geizige nicht wieder sehen und hören lassen.

Die feurige Kröte.

Es kommt einmal ein Schneider nach Andreasberg, aber nicht ganz hin. Nein, bis auf den Frau Hollenplatz und da bleibt er. Der Abend ist so hübsch, zwar nicht finster, aber auch nicht hell, just wie eine hübsche Sommernacht auf dem Harz. Er denkt, du sollst dich hier hinlegen, sparst du doch das Schlafgeld und wilde Thiere giebt es hier ja wohl nicht. Moos ist bald so viel zusammengerupft, das Bett gemacht, er drauf und in ein paar Minuten hat er mit der Welt nichts mehr zu schaffen. Fest schläft er, wie ein Ratz. Da ist es mit einem Male, als risse ihm Jemand die Augen auf. Der Berg ist ganz roth, wie der Himmel, wenn die Sonne untergehen will und doch sieht er keine Flamme, nichts wovon er so roth geworden ist. Als er darüber verwundernd aufguckt, bemerkt er, daß das Rothe unten vom Berg kommt und immer höher steigt, ja daß eine gefährlich große Kröte den Berg heraufkriecht und davon die rothe Farbe des Berges herrührt. Er will auf, kann aber nicht; es ist, als wäre er festgebunden an der Stelle. Das Unthier kommt langsam immer näher und näher auf ihn zu. Natürlich bekommt unser Schneider denn doch nicht gerade geringe Angst; ein Schneider ist ohnehin nicht beherzt. Was will er aber machen, er kann nicht weg; der Angstschweiß tritt ihm auf den Leib; denn das Thier glüht über und über, und sperrt den Rachen weit auf, den heißen Athem kann man sogar sehen, und die Augen glotzen ihn an. Na, denkt er, die will dir zu

Leibe, die macht dich kalt. Noch zwanzig Schritt ungefähr ist sie von ihm, da schlägt's zwölf Uhr auf dem Thurm des Glockenbergs und als es den letzten Schlag thut, da ist Alles verschwunden auf einmal, und der Berg schwarz und finster. Die Sterne gucken hie und da aus den Wolken und jenseit, dort wo Morgen liegt, geht der Mond auf. Der Schneider kann auch aufstehen und macht sich gleich nach Andreasberg hinein. Da begegnet ihm der Wächter, der bläst zwölf. Der Schneider bittet ihn, er möchte ihm doch ein Nachtlager verschaffen. Der bringt ihn hin nach seinem Nachtwächterquartier und da bleibt der Schneider bis des Morgens. Sagt aber da kein Wort, was ihm passirt ist. Des andern Morgens, so gegen zehn geht er zum Pastor und erzählt ihm den Vorfall auf dem Frau Hollenplatz. Der Pastor aber sagt, er wolle diesen Abend mit hin, dann würden sie sehen, was sich thun ließe. Der Schneider solle nur nicht bange sein. Die Kröte wäre gewiß verwünscht, und er (der Schneider) müsse sie erlösen. Dazu gehöre aber Herzhaftigkeit, auch dürfe er nicht sprechen, sonst wäre Alles verloren. Ja, sagte der Schneider, er wolle alle seinen Muth zusammennehmen. Es wäre die Kröte aber ein scheußliches Ungethüm. Wenns das auch wäre, sagt der Pastor, so müsse er es doch küssen. Des Abends halb elf gehen sie mit einander nach der Stelle, setzen sich neben einander auf die Erde, und der Pastor sagt nochmals zum Schneider: Wenn ich nun in diesem Buche lese, so bist du ganz stille, läßt kommen, was kommt, und wenn dich die Kröte auch halb todt macht; du sollst sehen, es ist dein und mein Glück, auch der Kröte ihr's,

dann sind wir alle reich. Dahinter steckt sicher etwas. Der Schneider verspricht auch, dem Rath zu folgen. So warten sie, bis es elf schlägt. Mit dem Schlag elf wird der Berg nach und nach hell und heller und diesmal noch viel heller, als das vorige Mal. Sie sehen schon die Kröte, wie sie am Berg langsam herauf kriecht; diesmal ist sie auch viel feuriger und abscheulicher, kommt auch schneller heran. Der Pastor liest, was er kann und sucht den Schneider zu stärken, sieht ihn öfter tröstend an und winkt ihm, daß er ja Muth behielte. Endlich kommt sie so nahe, daß sie dem Schneider auf die Beine mit ihren glühenden Pfoten tritt. Er fühlt den heißen, giftigen Hauch aus ihrem Feuerrachen, sie steigt höher an ihn herauf. Ihm schlägt das Herz. Der Pastor liest und sieht ihn scharf an, als wollte er sagen: „Du, halt aus, zieh nicht weg." Am Ende kommt sie ihm fast an den Mund, ihr Hauch riecht nach Schwefel, es dämpft ihm bald den Athem ab. Da will sie ihn küssen. Aber nun kann er es nicht mehr aushalten, voll Abscheu wendet er das Gesicht weg und da schlägt es zwölf. So wie's den ersten Schlag thut, da ist Alles verschwunden und der Pastor sagt voll Verdruß und Ärger: Nein, so ein Narr, solch eine Memme, wie der Schneider wäre, gäb's nicht weiter. Nur noch einen Augenblick hätte er aushalten sollen, so wäre Alles geschehn. Der Schneider sagt aber, wenn er sich nicht abgewandt hätte, so hätte er sticken müssen. Es ist nun vergebens gewesen, sie gehen also mit einander nach Haus und am folgenden Abend um dieselbe Zeit nochmals hin. Alles kommt wieder so. Der Berg wird aber diesmal so glüh, daß

es wie Tag gewesen ist, und die Kröte brennt über und über. Der Schneider nimmt sich vor, er will's diesmal besser machen. Hält auch aus bis dahin, daß ihn die Kröte fast mit ihrem Rachen berührt, da verläßt ihn aber der Muth und er wendet das Gesicht wieder ab, und in dem Augenblick schlägt's wieder zwölf und Alles ist verschwunden. Nun hört man in der Ferne ein Heulen und Schreien, als wenn ein Mädchen heftig weint. Da sagt der Pastor: Jetzt ist Alles vorbei und unsre Angst und Mühe ist vergeblich, und das Geschöpf muß verwünscht bleiben. Von der Zeit an hat man nichts wieder davon gesehen und der Berg ist nie wieder roth geworden; außer des Abends, wenn die Sonne recht roth unterging, dann hat auch wohl noch einmal der Berg etwas roth ausgesehen. Der Schneider ist weiter gegangen, hat aber den Vorfall in Andreasberg seinem Wirth erzählt, bei dem er die Tage hindurch gewesen ist, und der hats wieder erzählt.

Das Bleigießen am Andreastag.

Am Andreasabend, d. h. am Abend vor Andreastag, wird hier Blei gegossen, das ist eine bekannte Geschichte. Es versammelt sich das junge Mädchen= und Mannsvolk bei Diesem und Jenem, essen Honigkuchenkalteschale, tanzen, singen, spielen, werfen den Schuh, schütteln den Erbzaum, führen sich dabei an und verkürzen sich den Abend, bis die elf herankommt; zuletzt wird Blei gegossen. Dabei ist Regel, Niemand darf sprechen, sonst gilt's nicht, und der Guß gelingt nicht. Ist aber Jedes stille, so erfährt's

aus der Gestalt, die das Blei beim Guß angenommen hat, ob das Mädchen einen Berg- oder Forstmann, oder was es für einen Mann kriegt. Und umgekehrt, wessen Tochter der Junggesell einmal heirathet; es soll schon oft eingetroffen sein und deshalb glaubt man's und gießt Blei. Also am Andreasabend sind einmal eine ganze Menge Mädchen allein in der Küche und wollen Blei gießen. Das eine hat schon gegossen und hat hübsche Tannenbäume gekriegt; sie heirathet also einmal einen Förster. Die zweite setzt eben das Blei in den Löffel, da fällt ein Menschenbein im Schornstein herunter und bleibt stehen, dann noch eins und bleibt dabei stehen. Nun kriegen sie es alle mit der Angst und wollen ausreißen, aber die Thür und die Fenster sind fest zu und sie können nicht weg. Darnach fällt ein Rumpf im Schornstein herunter und auf die Beine und bleibt sitzen. Darnach kommt ein Kopf und fällt auf den Rumpf und bleibt darauf sitzen. Dann fallen auch noch ein paar tüchtige Arme im Schornstein herunter und bleiben an dem Rumpf sitzen und so steht da ein langer, hämischer Kerl. Zuletzt kommt auch noch ein tüchtiger Prügel zum Schornstein herein und fällt dem Kerl in die Hand. Und nun hätte man sehen sollen, wie erbärmlich der Kerl mit dem Knüppel auf die armen Mädchen los schlug, ja es war zum Gotterbarmen. Als sie nun alle windelweich geschlagen waren und halb todt auf der Erde lagen und schrecklich winselten und jammerten, da flog mit einemmal der Knüppel, dann die Arme, dann der Kopf, der Rumpf und zuletzt die Beine wieder zum Schornstein hinaus. Die Leute kamen aus dem Hause alle in die Küche.

fanden die Mädchen im Blute liegen, ließen sich die Geschichte von einem Mädchen erzählen, das am wenigsten geschlagen war und mit dem Bleigießen war's für diesmal verpfuscht; zwei von den Mädchen sind am folgenden Morgen gestorben. Daran hatte aber eine beiawohnende Hexe schuld; die Mädchen hatten ihre Tochter nicht mit beim Bleigießen haben wollen. Das hatte sie ihnen zum Possen gethan.

Der geheimnißvolle Gedingarbeiter.

Lange Jahre haben ein paar Kameraden auf einem Geding gearbeitet und sich dabei nicht zu Tode gequält; besonders der eine, welcher immer später angefahren ist, als der andre, der's nicht besser hat haben wollen. Ist er hineingekommen, so hat sein Kamerad jedesmal schon so viel herausgehabt, daß große Felsmassen dagelegen haben, und mit Entzweischlagen und Aufräumen der Erze ist die Schicht zu Ende gebracht. Bisweilen hat dann dieser den ersten wohl gefragt, wie er nur das so leicht heraus bringen könnte? Dann hat er aber zur Antwort gekriegt, das ginge ihm nichts an; er solle die guten Tage genießen und ihn deshalb nicht fragen, auch ihm nicht neugierig nachgehen oder belauschen. Thäte er das, so wäre es aus mit ihnen, und er müsse dann wieder den Bohrer gerben und was außerdem noch geschähe, würde sich finden. So geht denn eine Woche, ein Quartal, und ein Jahr nach dem andern hin, ohne daß der später anfahrende Gedingarbeiter neugierig über des andern Thun wieder nachgedacht, vielweniger denselben

beobachtet, oder belauscht hätte. Da aber ist es eines Morgens, daß er einen unwiderstehlichen Drang fühlt, aufstehen und anfahren zu müssen, ehe die gesetzte Zeit da ist. Er denkt gar nicht an das Verbot des Kameraden, zieht sich an und fort geht's nach der Grube zu. Das Licht wird angesteckt und mit einer Hast, als würde er an Haaren fortgezogen, eilt er in den Schacht hinab und auf der Strecke fort, die zu seinem Gedinge führt. Dreißig Schritt von diesem entfernt, bleibt ihm aber vor Schreck der Athem stehen, denn er sieht einen wüthend großen Ochsen vor seinem Gedinge mit den gewaltigen Hörnern immer ins Gestein hinein rennen und große Felsstücke herauswühlen. Endlich steht das Thier einen Augenblick stille und neue Verwunderung: der Ochse verwandelt sich in einen Menschen und ist wieder der andere Kamerad. Jetzt kann sich der Beobachter nicht mehr halten, er geht hin und spricht zu seinem Kameraden: „Jetzt habe ich gesehen, wie du das harte Gestein herauskriegst; das ist kein Wunder, wer solche Kräfte und Zaubergewalt besitzt, der kann sich schon helfen.“ Doch der Zauberer antwortet: „Wärest du nicht durch eine geheime Macht hiehergekommen, so würde ich dich schlimm behandeln müssen, doch da du unschuldig daran bist, so wird dein Vergehen nur dadurch bestraft, daß du von jetzt an deine Arbeit allein, und dein Geding mit großer Anstrengung heraus machen mußt. Es gehe dir wohl!“ Damit ist er verschwunden und Niemand hat gewußt, wo er geblieben ist. Von der Zeit an hat aber der Gedingarbeiter seine Löcher bohren und sich sauer quälen müssen; da hat er denn oft gesagt, hätt' ich doch meinen Kame-

raden noch, ich würde ihm nie nachgehen, ihn nie belauschen, mein Lebetag nicht; ja es sollten mich keine zehn Pferde dahin bringen.

Der Grasmäher ein Hund.

Vor langen Jahren mähten ein paar Bergleute Gras mit einander. Oft hatte der eine des andern Appetit bewundert und gesagt: Wo du das viele Essen läßt, kann ich nicht begreifen. Wie nun Vesperzeit war, legten sie ihre Sensen hin, und der Vielfraß sagte zum andern: „Bleib hier, ich will einmal ins Holz.“ Sie waren nicht weit vom Schindanger. Er ging. Der andere ahnte nichts Gutes und schlich sich deshalb unbemerkt dahinter her. Bald darauf sah er zu seiner Verwunderung, daß der erste bei einem ausgeschleppten und abgedeckten Pferde stand, einen Riemen aus der Tasche zog, diesen umband und gleich darauf in einen großen schwarzen Hund verwandelt wurde. Begierig stürzte sich dieses Geschöpf auf das Aas, fing heißhungrig an zu fressen, bis die halbe Pferdekeule verzehrt war. Dann that er, als wenn er sich einige Haare aus der Seite rupfte und war in dem Augenblick der frühere Mensch wieder. Alsdann kam er langsam zurück und begegnete jetzt seinem Kameraden, der noch stumm und starr da stand. Der aber sagte: „Jetzt habe ich gesehen, woher es kommt, daß du soviel beischlagen kannst. Du hast einen Hundemagen; ich habe Alles gesehen, was du gemacht hast und“ — indem er noch weiter sprechen wollte, war sein Kamerad verschwunden und Niemand hat je wieder davon etwas gesehen und gehört.

Der Zwergekrieg.

Ein Bergmann war nach Lautenthal gewesen. Als er an die Berge kam, da wo die Lautenthäler Teiche liegen, hörte er einen Tumult, ein Schreien und Wehklagen, ein Rufen und Toben, als wenn kleine Jungen was vorhaben mit einander. Er geht näher und sieht, daß der Teich weg und eine große Wiese da ist, auf der zwei Heere Zwerge Krieg führen. Große Schaaren kämpfen mit einander mit Säbeln und Dolchen, andere Schaaren rücken im Sturmschritt auf einander los und hauen mit ihren kleinen Schwertern wüthend auf einander ein, daß haufenweis die Todten und Verwundeten umherliegen und jammern und klagen. Es ist ein Ringen und Fechten, daß es bei Großen nicht gut schlimmer sein kann. Dabei ein Trompeten und Trommeln, als wie's die kleinen Jungen wohl machen auf ihren kleinen Trompeten und Trommeln, und das ging Alles wild durch einander. Schießen konnten sie aber nicht, denn das Pulver und die Gewehre waren noch nicht erfunden. Dafür stachen und hauten sie sich aber ohne alle Gnade nieder. Keiner gab und nahm Pardon. Als der Bergmann so zusah und sich über den Muth der Kleinen wunderte, kamen zwei Zwerge auf einem freien Platz zusammen, die hatten schöne Röcke an und starrten von Gold und Silber, auch hatten sie kleine Kronen auf dem Kopf und kleine funkelnde Sterne auf der Brust. Der eine war ein bischen größer, als der andere und auch stärker; deswegen warf er bald den kleinen auf den Boden. Da aber sprang

der Bergmann zu und gab dem größeren mit seinem zackigen Stock einen über den Kopf, daß der auch zu Boden stürzte und bald, nachdem er noch ein Weilchen gezappelt hatte, todtgieng. Nun kamen die andern Zwerge, die dazu gehörten und wollten dem Bergmann zu Leibe, weil er ihren König todt geschlagen hatte. Der Bergmann mähte aber dermaßen dazwischen, daß es eins, zwei, drei gieng, da waren sie in den Wald gejagt, nur das eine Heer stand da noch, dessen König von dem Bergmann errettet war. Da kamen sie alle um ihn herum und küßten ihm Hände und Füße, ja sie wußten gar nicht, wie sie ihm dankbar genug sein sollten. Der kleine König aber trat vor und befahl, die andern sollten einmal zurücktreten, er wolle seinem Erretter danken und etwas sagen. Ehrfurchtsvoll trat Alles zurück, und der kleine König kam und dankte mit hübsch gesetzten Worten; ja, sagte er, hier könne er nicht genug danken, er möchte doch so gut sein und mitgehen nach seinem Palast, dann wolle er ihn erst königlich belohnen. Der Bergmann ging mit, und sie kamen mit einander vor eine Höhle, da gieng's hinein; dann in einem langen Gang fort und zuletzt in einen schönen Saal hinein. In dem Saal standen lange Tafeln, darauf standen Teller und Leuchter und Schüsseln von purem, reinen blanken Silber, die Wände glänzten von Spiegeln und Edelsteinen, und es war eine Helligkeit und eine Pracht, wie's nur in einem Königssaal sein kann. Da kamen denn auch die vornehmen Herren, die zu dem Zwergkönig gehörten, alle mit Gold- und Silbertressen an den Röcken, und der Bergmann hatte seine Sonntags-Hose und Kittel an, und

seinen Schachthut auf, wie man's damals trug. Aber trotzdem mußte er sich oben an setzen neben den König, und einer rühmte den Bergmann noch mehr, als der andre, der König aber am meisten. Es wurde gegessen und getrunken, und der Bergmann sprach dem Braten und dem Wein tüchtig zu, so daß zehn königliche Diener für den allein immer auftragen mußten. Es fehlte aber an nichts, man wurde auch fröhlich und guter Laune; das gefiel dem Bergmann erst recht und er sagte, das wär', wie auf einer Hochzeit. Auch ließen die Zwerge ihn hochleben und er den König und sein ganzes Volk. Kurz sie wurden alle fröhlich und vergnügt. Am Ende stand man vom Tisch auf, und er wollte nun nach Haus. Noch nicht, sagte der König, erst muß ich dir was zeigen, auch muß ich dich erst belohnen. Komm mal her. Und er gieng mit ihm in seine Silberkammer. Da hätte denn einer den Reichthum sehen sollen! Nein, so viel Gold und Silber kann kaum auf der ganzen Welt sein. Nun, sagte der König, nimm was und wie viel du magst, und wenn du Alles mitnimmst, je mehr du nimmst, desto mehr freue ich mich. Der Bergmann ließ sich nicht zweimal nöthigen. Er steckte sich seine Taschen so voll, daß sie bald abrissen. Da geben ihm die Zwerge auch noch die Krone und das Scepter von dem König, der besiegt war und todt. Als nun der Bergmann Abschied nahm, da weinte das ganze kleine Völkchen und mit Thränen baten sie ihn, er möchte doch bald einmal wieder kommen. Es wurde ihm ordentlich wehmüthig zu Sinn, als er die kleinen, guten Leute verlassen sollte, noch saurer wurde es ihm aber, den Lautenthäler Berg

mit der Last hinaufzusteigen. Froh und vergnügt kam er nach Hause, machte das Silber zu Geld und verkaufte die Krone und das Scepter an den Herzog von Braunschweig und wenn ihm etwas fehlte, so suchte er seine kleinen Freunde auf, die halfen ihm jedesmal. Er hat aber keinem Menschen das Loch gesagt, worin der Zwergkönig wohnte; das mochten sie ihm wohl verboten haben. Seine Familie aber ist noch vor 30 Jahren recht wohlhabend gewesen, nachdem er schon lange todt war.

Der Zank im Grabe.

Zwei Junggesellen kommen des Sonnabends Abends von der Freit. Es ist so gegen elf. Beide sind auch am Sonntag während der Predigt geboren, also Sonntagskinder, die Geister sehen und hören können. Einer hat das aber dem andern nicht gesagt und weiß es also keiner von dem andern. Sie gehen mit einander über den Clausthaler Gottesacker, weil sie am Zellbach gewohnt haben. Zwischen dem Spittel und der Gottesackerkirche, wo der große Baum steht, hören sie Stimmen. Der eine stößt den andern an und spricht: „Härschte dos, Carel?" „Freilich," sagt der andere, „do zanken sich ä paar in Grob im fünf Mateer." „Horch, sie schalten sich ju ah!" sagte der eine und der andre spricht: „dos sollte mer doch kaum gläm, daß se ah im Grob noch net ämol Fried hahn könne." „Su giehts," sagt der andere, „dar äne hat dam annern im fünf Matteer betruhng. Nu muß har sich ah im Grob noch än Betrieger schalten loßen. Ja, ja, mein Vater sahte immer: „„Ein gut

Gewissen, ist ein gutes Ruhekissen.““ In solchem Gespräch kamen sie vor ihrem Haus an und sagten einander gute Nacht. Ob die sich im Grabe vielleicht noch geschlagen haben, oder was noch daraus geworden, wer weiß es?

Hans Kühnburg.

Zu der Zeit, als noch die Wölfe und Bären hier am Harz allein Herren gewesen sind und alles dicker Urwald war, bringt ein Mann, Hans Kühn hat er geheißen und in Herzberg gewohnt, seine beiden Pferde nach dem Bruchberg in die Weide. Da es damals noch viel Wildpret hier gegeben hat, so haben jene Fresser sich daran was zu gute gethan und selten andere Thiere und noch weniger Menschen angefallen. Deshalb hat Hans Kühn sich und seine Pferde für gesichert gehalten und ist dreist darauf in den Harz hinaufgeritten. Dort angekommen, wo jetzt noch der Felsen steht, der die Hans Kühnburg heißt, kommt aber eine Schaar Wölfe aus dem Dicicht mit furchtbarem Geheule, mit schrecklicher Eile auf ihn zugestürzt, daß er in seiner Herzensangst vom Pferde herunter springt und so schnell als möglich auf die Spitze des Felsen klettert. Er ist auch so glücklich, hinauf zu kommen. Von dort oben ab sieht er aber nun dem Kampf der Wölfe mit den Pferden zu. Die Pferde stellen sich mit den Köpfen zusammen, schlagen kräftig hinten aus und suchen sich ihrer Haut so gut als möglich zu wehren. Die Menge der Feinde ist aber zu groß, und die Bestien sind zu flink. An Entlaufen ist

nicht zu denken gewesen; die Ungeheuer kreisen die armen Thiere enger und enger ein, bis sie sie zuletzt zerfleischt und getödtet haben. Darüber kommt der Abend heran, und die Sonne geht herrlich unter, da oben aber sitzt von großer Angst und Bangigkeit gequält unser Hans Kühn und darf seine Burg nicht verlassen, die ihn schützt; denn die Wölfe umkreisen noch immer den Felsen und bewachen ihn dort ohne abzulassen. Es wird vollkommen Nacht, und die Bestien verlassen den Felsen nicht. Der Morgen kommt, der Abend bricht wieder herein, immer sind sie noch da. Der dritte Morgen beginnt zu leuchten, und die Wölfe gehen nicht weg, desto schlimmer wird aber der arme Mensch von Durst und Hunger, von Angst und Noth gequält. Alles Rufen, alles Schreien, Fluchen und Beten hat nicht geholfen und er nimmt sich vor, lieber hier oben zu verhungern, als von den Thieren sich zerreißen zu lassen. In der dritten Nacht endlich, da er es nicht mehr aushalten kann, da er fast ohnmächtig zur Erde sinkt, fängt er nochmals recht herzhaft um Hülfe an zu beten und siehe da, eine große Ohreule kommt auf den Felsen zugeflogen, setzt sich bei ihm nieder und hat eine Ruthe im Schnabel, welche sie vor sich auf die Erde legt. Nachdem sie sich zurecht geschüttelt, und ihre Federn in Ordnung gebracht hat, fängt sie in einem tiefen Baßton an zu reden: Du unvorsichtiger Mensch, warum bist du so dummdreist gewesen und hast dich ohne Waffen hier in diese unsichere und gefährliche Gegend gewagt. Eigentlich müßtest du hier verhungern und die Raben dein Fleisch verzehren; doch dein und deiner Frau und Kinder Gebet ist zu herzlich und innig gewesen,

darum bin ich da, dir zu helfen. Siehe, diese Ruthe, die ich dir mitgebracht habe, bringt dich durch die Gefahren hindurch, welche dir durch die reißenden Wölfe bereitet werden. Er greift gleich darnach und er fühlt neue Kraft in seine matten Glieder dringen, er fühlt neuen Muth und eine Belebung des Leibes, wie er sie zuvor nie gekannt hat. Nimm das Kleinod in Acht, ruft ihm die Eule im Wegfliegen zu und ist verschwunden. Er hat aber die verhängnißvolle Ruthe in der Hand, und traut sich selbst kaum und dem, was er gehört und gesehen hat. Mit dem Zauberstab bewaffnet, steigt er von seinem Felsen herunter und geht dreist seinen Weg entlang, und die Wölfe gehen ihm, ihrem Feind, aus dem Wege.

Der Bielstein.

Ein junger Bergbursche hatte sich bei Lautenthal verloren und konnte und konnte sich nicht wieder finden. Nach vielem Bergauf- und Bergabklettern kommt er dahin, wo der Bach herunter fließt, er wird die Laute genannt, da wo die hohen Felsen stehen. Immer weiß er noch nicht, wo er ist; es wird schon finster und die Vögel haben auch die Köpfe schon unter die Flügel gesteckt und fangen an zu schlafen. Da hörte er mit einemmale eine Rabenstimme, die krächzte ganz gefährlich. Er wendet sich nun und sieht einen großen, großen Raben, der hat ein goldenes Halsband um, und auf dem Rücken ein allerliebstes Mädchen. Das Mädchen steigt von dem Raben ab, der Bergbursche hin nach ihm, und

das niedliche Kind kommt auf ihn zu und reicht ihm die Hand und spricht, er solle mit ihm gehen. Natürlich er thut es und geht mit. Es führt ihn an den Felsen, zieht ein Stöckchen aus dem Busen und klopft dreimal an den Stein, da thut sich der Felsen auf, und sie gehen mit einander hinein. Ach, sagte das Mädchen, mein Lieber, willst du mir einen Gefallen thun, und willst mich unglückliches Geschöpf erlösen? Ich bin von einer bösen Hexe verwünscht und kann nur alle hundert Jahre einmal drei Tage Mensch werden. Jetzt ist schon der zweite Tag vorbei, morgen ist der letzte, dann muß ich wieder hier in diesem dunklen Felsen sitzen und hundert Jahre warten, ehe ich wieder Mensch werde, wenn mich Keiner bis morgen erlöst. Ja, sagte der Bergbursche, womit kann ich dich denn erlösen? Ach, spricht sie ganz traurig und betrübt, komm morgen mit drei weißen Rosen hierher, die Höhle wird offen sein, du mußt dich aber nicht fürchten, auch bei Leibe nicht sprechen. Dann machst du ein Feuer hier auf dieser Stelle an, das Holz mußt du mit herein bringen und wirfst die drei Rosen in's Feuer, daß sie verbrennen, dann bin ich erlöst und du wirst recht reich und glücklich. Der Bergbursche verspricht ihr, er will Alles thun. Nun stehen da große Truhen voll Gold und schöner Edelsteine. Hier, sagt sie, nimm dir einstweilen, so viel du willst, damit du siehst, ich meine es treu, und du bist gewiß auch treu und hältst Wort. Er schwört sogar, daß er Wort halten will, darauf steckt er sich die Taschen voll Gold und Edelsteine, dann bringt ihn das Mädchen auf den rechten Weg, daß er sich nach Haus finden kann. Er ist gar nicht weit von Lautenthal ge=

wesen und weiß nun gleich Bescheid. Des andern Morgens läuft er in ganz Lautenthal herum, und kann und kann erst keine einzige, vielweniger drei weiße Rosen kriegen; denn es ist Winter gewesen, wo man keine weißen Rosen hat. Endlich kriegt er doch noch seinen Willen und freut sich wie ein König, daß er noch drei weiße Rosen kriegt; es ist schon Dämmerung gewesen und die höchste Zeit. Nun läuft er gleich hin nach dem Felsen, jetzt nennt man's den Bielstein, der ist offen. Er sucht sich erst einen Arm voll Äste; Stahl, Stein und Schwamm und Schwefelsticken hat er auch mit und geht in die Höhle. Es ist noch alles, wie gestern, nur das hübsche Mädchen ist nicht da. Er legt nun das Holz zurecht und macht Feuer. Wie er aber den Schwefelstock anstecken will, so kommt ein furchtbarer großer Kerl und giebt ihm eine Ohrfeige, daß ihm die Gedanken vergehen, und er besinnungslos zur Erde fällt. Wie lange er da gelegen hat, das weiß er nicht, endlich macht er sich auf und kriecht heraus und nach Haus. Von der Zeit an hat er nur alle Tage ein paar Worte sprechen können, sonst ist er stumm gewesen. Da hat er denn nach und nach die Geschichte erzählt. Zu arbeiten hat er nicht gebraucht, denn er hat von dem Geschenk doch genug zu leben gehabt. Alt ist er aber nicht geworden. Und von dem hübschen Mädchen hat Keiner wieder was gehört und gesehen. Sitzt wahrscheinlich noch im Bielstein.

Der Zauberring.

Ein Bergmann hatte lange Weile. I, denkt er, du gehst hinaus in den Wald und holst dir ein Schulterstück d. h. eine Stange Holz. Die Pfeife wird angesteckt, Taback in Beutel gethan und nun soppt er langsam die Schulenberger Höhe hinauf und in den Wald hinein. Dort weiß er zwei trockene Bäume, von grünen darf er nichts, sonst kriegte er mit dem Förster Krakeel. Er kommt bald hin; aber es steht nur noch ein trockener Baum und der andere ist ein Apfelbaum und daran hängen mehrere Äpfel. Spaßes halber mußt du dir doch einen Apfel davon mitnehmen; denn Apfelbäume im Tannenwald, das ist eine große, eine sehr große Seltenheit hier auf dem Harze, denkt er. Er schlägt sich also einen Apfel mit einer Stange ab und steckt ihn bei, darauf macht er sich sein Schulterstück zurecht, huckts auf und geht nach Haus. Im Holzschauer setzt er's in die Ecke, und denkt, morgen holst du dir noch eins und so alle Tage bis zum Sonnabend, dann schneidest du's und kriegst dann schon ein artig Theil Winterholz; dann geht er in die Stube, holt seinen Apfel aus der Tasche und will ihn essen. Als er hineinbeißt, kommt er auf etwas hartes, und sieh, es steckt ein goldner Ring darin. Hättest du dir doch alle Äpfel abgeschlagen, so hättest du heute genug verdient. Es ist wohl noch Zeit; gleich macht er sich noch einmal fort, ist auch bald wieder dort. Aber wer nicht dort ist, das ist der Apfelbaum mit seinen Äpfeln. Nimmst du dir ein Schulterstück wieder mit, so hast du doch etwas für deinen Weg. Er steckt

den Ring an den Finger, bisher hat er ihn in der Hand gehabt und oft besehen und sich darüber gefreut. Nun steckt er ihn an; denn sonst wäre er ihm im Wege gewesen. Er ladet wieder auf und fort geht's nach Haus. Unterwegs begegnen ihm Leute, die laufen weg; er weiß aber nicht, warum. Wie er nach Zellerfeld kommt, laufen die Alten und die Jungen vor ihm weg; er weiß nicht, warum. So geht's auch, als er auf den Hof kommt, und seine Kinder sind da, die laufen in's Haus; er weiß aber noch nicht, warum. Zuletzt geht er in die Stube, wo seine Frau und seine Kinder sind, er frägt: Worim laft ihr denn vor mer wack? Da wollen sie auch alle wieder ausreißen. Er riegelt aber gleich die Thür zu. Da klärt sich's auf. Sie hören ihn wohl, können ihn aber nicht sehen; das ist so schaurig gewesen. Da fällt ihm der Ring ein, er zieht ihn ab und da sehen sie ihn in der Stube stehen. Nun erzählen ihm seine Kinder, da wäre ein Stück Holz durch den Thorweg gekommen, das hätte in der Luft geschwebt und Niemand hätte es getragen, auch wär' es so in den Holzstall gegangen uud hätte sich in die Ecke gestellt und darum wären sie vor Furcht herein gelaufen; da in der Stube hätten sie seine Stimme gehört und ihn nicht gesehen, da wären sie noch banger geworden. Jetzt weiß er Bescheid, der Ring macht ihn unsichtbar. Er probirt ihn nun erst ordentlich und richtig, es ist so, wer ihn anzieht, der ist gleich unsichtbar. Damit hat der Bergmann denn Manches belauscht und hat vieles gesehen, was andere nicht gesehen haben. Als er aber todt gewesen ist, da ist der Ring auch weg gewesen.

Der Venetianer.

Was sonst alle passirt ist, und was die Leute sonst gekonnt haben, davon macht sich jetzt keiner eine Vorstellung. Vor Zeiten lebte in Lautenthal ein armer Bergmann, der war aber reich an Kindern, acht, alle waren wie die Orgelpfeifen, dabei nackt und bloß und oft hatten sie nichts zu beißen und zu brechen. Der Vater quälte sich genug um das tägliche Brot, schämte sich keiner Arbeit, war fleißig und thätig, mocht's Nacht oder Tag sein, er that alles, was vorkam, wenn's nur recht und ehrlich war. Schlechtigkeit mußte ihm aber vom Leibe bleiben, und wenn er auch mit Frau und Kindern hungern mußte, Unrecht that er nicht. Im Frühjahr holte er einstmals Erbsenstiefel und verkaufte sie. Wie er nun im Walde war und sich zwei tüchtige Bunde zurecht gemacht hatte, wurde er müde. Es war ein heißer Tag. Er sucht sich also eine weiche Stelle unter einem Baum, wo Schatten war und legt sich hin. Wie lange er da geschlafen hat, das weiß er nicht. Er wacht wieder auf, denn es weckt ihn Jemand und da steht ein Mann vor ihm, der ist recht freundlich und liebreich gegen ihn und frägt, wie es ihm gehe? Der Bergmann will erst nicht recht mit der Sprache heraus; er ist noch halb im Schlaf. Der Fremde wird immer zutraulicher und der Bergmann munterer und fängt auch an zu sprechen und sagt, ach, er hätte seine Noth. Er müsse für acht Kinder Brod schaffen, und dazu sei schlimme Zeit, wenig zu verdienen; da wisse man wohl, wie's einem da gieng.

Der Fremde sagt, wenn du mir vertrauen willst, so kann ich dir helfen und du bist mit einem Male allem Leid entsprungen. Wenn das Gott gebe, sagt der Bergmann, so wolle er ihm auf seinen Knieen danken. Er wolle ja gerne Alles thun, wenn er nur aus seiner Noth kommen könnte. Nur müßte er nichts Unrechtes von ihm verlangen. Nein, sagt der Fremde, das verlange ich nicht von dir. Du vertraust mir also unbedingt. Ja, von Herzen gern, wenn Ihr es gut mit mir meint. Das versteht sich von selbst, sagt der Fremde. So lege dich nur wieder hin und schlafe, dann wirst du sehen, wie's kommt. Der Bergmann ist noch herzlich müde und denkt auch, im Schlaf kann man nicht leicht sündigen und schläft ein. Wie lange er diesmal geschlafen hat, hat er wieder nicht gewußt. Als er wieder aufwacht, liegt er auf einem Bette von Sammt und Seide, in der Stube stehen an den Wänden die schönsten Geräthschaften, Kommoden, Tische, Stühle, Kanapees von blankem Holz und mit Sammt überzogen, die hübschesten Spiegel hängen an den Wänden in Goldrahmen, eben so auch große Bilder mannshoch, als wenn sie leben. An der Thür stehen zwei Diener in Kleidern, die von Gold und Silber starren, und die gewartet haben, daß er aufwachen soll. Wie nun der Bergmann seine Augen aufgeschlagen hat und sich verwundert über die Pracht und über alles, was er da sieht, da treten die Diener an's Bett und fragen, ob der Herr gut geschlafen hätte. O, ja, sagt der Bergmann. Aber meine Herren, wo bin ich denn? In Venedig, sagt der eine Diener recht ehrfurchtsvoll. In Venedig? antwortet der Bergmann.

Mein Himmel, wie komme ich denn dahin? Das wird der Herr schon wissen und erfahren, sagt der andere Diener. Dürfen wir beim Aufstehen helfen? Ach, antwortet der Bergmann, das bin ich nicht gewohnt. Ich kann allein aufstehen. Er steigt aus dem Bett und will sein Zeug anziehen, das ist aber fort, und die Diener ziehen ihm anderes an, viel schöneres, und putzen ihn ordentlich heraus, daß er aussieht, wie der vornehmste Herr; auch hat er sich aus einem silbernen Waschbecken waschen müssen; der Diener reicht ihm in crystallenem Krug Mundwasser, alles auf's beste und feinste. Der Bergmann verwundert sich in einem fort und schüttelt mit dem Kopfe, er weiß gar nicht, ist denn alles so in Wirklichkeit, oder träumt er nur. Hierauf fragen die Diener, womit sie ihm aufwarten könnten. Ach, sagt der Bergmann, ich habe Hunger im Kamisol, ich möchte gern was essen. Gleich laufen die Diener fort und es dauert nicht lange, so bringen sie ein Frühstück, besser kann's der König nicht haben, sie tragen auch auf, daß der Tisch knackt. Na, denkt unser Bergmann, wenn du doch iß'st und trinkst und wirst satt, so ist doch das kein Traum. Er setzt sich hin und ißt und trinkt bis er nicht mehr kann, denn es schmeckt ihm alles so gut, wie ihm noch nichts geschmeckt hat, der Braten und das schöne weiße Brod und dazu der starke Wein, der so feurig gewesen ist. Nun wird er dreister und frägt die Diener, wo denn ihr Herr stäcke und wer das wäre. Eben wollten ihm die Diener antworten, da kommt der Herr zur Thür herein und das ist gerade der gewesen, der freundliche und liebreiche Mann, den der Bergmann

dort bei Lautenthal gesehen und gesprochen, der ihm gesagt hat, er solle nur wieder einschlafen, dann würde sich's weiter finden. Der kommt auf ihn zu, reicht ihm die Hand und frägt, na, wie gefällt dir es hier? O, sagt der Bergmann, wem sollte es hier nicht gefallen, aber meine armen Kinder und meine gute Frau! Eine Bitte hätte ich, sagt mir, wie bin ich hierher gekommen, und was habt ihr mit mir im Willen? Ich will dich beglücken, spricht der Herr, wenn du mir vertraust. Doch will ich dir gleich beweisen, daß ich dich schon lange gekannt habe, daß ich von deiner Vergangenheit, deiner Gegenwart und daß ich deine Zukunft weiß. Tritt vor diesen Spiegel, darin wirst du sehen, wie es dir gegangen ist. Als der Bergmann davor steht, sieht er sich, wie er seine jetzige Frau als Mädchen frägt, ob sie seine Braut werden wolle; dann, wie er sie als Braut in die Kirche führt und Hochzeit hat; und noch manches andere, was er schon längst vergessen hat, woran er aber gleich wieder denkt, und was ihm auch gleich einfällt. Vor Verwunderung kann er kein Wort sprechen. Da führt ihn der Herr zum zweiten Spiegel. Jetzt sieht er, wie seine Frau und Kinder zu Haus weinen, jammern und wehklagen um ihn; denn sie meinen, er ist todt. Das macht den Vater weichherzig, und die Thränen purzeln ihm über die Backen. Zuletzt muß er noch vor einen dritten Spiegel treten. Hier sieht er, wie er mit seiner Familie im großen Wohlstand lebt; dann aber auch, wie er durch Habsucht wieder in Armuth zurücksinkt.

Sieh, sagt der Venetier, das letzte wird nicht geschehen, wenn du mir folgen willst. Ach, ich will alles

thun, was Ihr mir sagt, spricht der Bergmann, sagt nur, was soll ich thun. Willst du noch länger hier bleiben, so steht es dir frei, willst du aber nach Haus, so kann das auch geschehen, sagt der Herr. Ach ja, antwortet der Bergmann, ich will den Meinigen zu Hülfe kommen, ich kann nicht so lange das Elend ansehen, in dem sie sind. Sag nur, theurer Gönner, wie kann ich helfen. Darauf kriegt er zur Antwort: Wenn du nach Haus kommst, so grabe unter dem Baum, der in deinem Garten steht, ein Loch, zwei Fuß tief, bei Nacht, zwischen elf und zwölf Uhr. Dann wirst du darin eine gelbe Erde finden, davon drücke dir jedesmal zwei Kugeln, so groß, daß du sie mit beiden Händen umspannen kannst und trage sie nach Goslar und verkaufe sie an den Goldschmied. Du darfst aber nicht mehr, als die Woche, zwei mal zwei Kugeln machen und verkaufen. Machst und verkaufst du mehr, so ist's dein Unglück. Sieh, hier will ich dir auch noch etwas machen, das dir gleich auf die Beine hilft. Hier habe ich eine Erdart und da mehrere Flüssigkeiten, wenn ich davon etwas auf die Erde gieße, nur ein paar Tropfen, und drehe dann in der Hand Kügelchen davon, so entstehen die schönsten Edelsteine. Er probirt es und giebt die so gemachten Edelsteine, die leuchten wie die Sonne, dem Bergmann zum Andenken und sagt, wenn du nach Goslar kommst, so bekommst du schweres Geld dafür. Der Bergmann bedankt sich mit Thränen im Auge aufs Herzlichste dafür, wickelt sie recht sorgfältig ein und steckt sie in die Tasche. Nun spricht der Venetianer, komm laß uns noch ein wenig spazieren gehen. Du mußt doch auch sehen, wie

es in Venedig ist. Des Abends spät kommen sie erst wieder nach Haus, und der Bergmann weiß gar nicht mehr, was er alles Schönes und Herrliches gesehen hat. Der Herr wünscht ihm gute Nacht. Die Diener sind dem Bergmann beim Ausziehen wieder behülflich, er muß sich wieder in das schöne Bett legen, und ist gleich vor übergroßer Müdigkeit eingeschlafen. Als er am andern Morgen aufwacht, liegt er wieder unter der Tanne. Erst meint er, er hat geträumt; greift aber gleich in seine Tasche, da stecken aber die beiden Edelsteine, die der Venetianer ihm gemacht und geschenkt hat. Nun packt er gleich auf und geht nach Goslar, verkauft sie und bekommt dafür schweres Geld. Jetzt macht er, daß er damit nach Haus kommt. Wie er in die Hausthür tritt, da stürzen ihm Frau und Kinder vor Freuden entgegen, hängen sich an seinen Hals, an seine Hände und Beine, daß er erst gar nicht zu Worte kommen kann. Dann geht's an's Fragen, ob er auch Geld mitgebracht hätte, sie wären alle hungrig, fast zum Verhungern. Nun wird gleich fortgeschickt und Brod und Fleisch gekauft und das erste Mal nach langer Zeit können sich Frau und Kinder satt essen. Das ist eine Freude und ein Jubel gewesen, wie nie zuvor. Des Abends geht der Bergmann zwischen elf und zwölf Uhr in den Garten und findet Alles so wie der Venetier es gesagt hat. Lange Jahre ist der Bergmann folgsam und genügsam und wird ein grundreicher Mann. Doch am Ende fährt ihm der Geizteufel in den Kopf, er macht in einer Woche zum dritten Mal zwei Kugeln, und bringt sie nach Goslar. Als er mit voller Tasche zurückkommt, wird er müde, er mag wollen oder

nicht, er muß sich unter eine Tanne legen und schläft ein. Da erscheint ihm der Venetier, weckt ihn auf und spricht: Siehst du, jetzt wirst du wieder arm werden, wie du früher gewesen bist. Das hast du von deiner Habgier und da verschwindet er. Und so wie der gesagt hat und wie es der Bergmann in dem Spiegel gesehen hat, so ist es auch gekommen. Da hat er noch am Ende verhungern müssen./

Der Hexenritt.

Ein Bergmann hat immer darüber gespottet, wenn die Leute gesagt haben, die Hexen reiten nach dem Brocken in der Walpurgisnacht. Öfter hat er dann gesagt, wenn mir nur einmal solch ein altes Thier in die Quere käme, ich wollte sie schmeißen, sie sollte die Beine aufkehren! Was will denn solch ein Gerippe von altem Weibe, das nur aus Haut und Knochen zusammengesetzt ist, gegen unser einen. Na, na, sagt oft die alte Nachbarin, die nebenan gewohnt hat: „Napper, Napper, su wos lächtes iss es doch net, sune Reiterin obzeschmeisen, nammt ich an Wulperschehand in Acht.“ Possen, nichts als Possen, hat er dann gesagt. Ich will ihr's schon geben, daß ihr das Reiten vergehen soll. Darauf hat die Alte geschwiegen.

Nun kommt der Walpurgisabend, den Abend wird knollig geschossen, es ist gewesen, als wenn der Feind angekommen ist. Mit Katzenköpfen, Flinten, Büchsen und Pistolen. Jedes hat sein Knalleisen an dem Abend tüchtig gebraucht, und je stärker daß es geknallt hat, desto

mehr hat man sich darüber gefreut. Den Abend, es ist so gegen neun gewesen, muß der Bergmann anfahren, er hat Ordre gekriegt, im Schacht hat's gebrochen, er soll dem Ausrichter helfen. Wie er nun auf die Bremerhöhe kommt, da kommt denn ein Schwarm alte Weiber angesaust durch die Luft; das ist ein Geschrei und Gejöhl gewesen, als wenn alle Teufel los sind. Eine kommt herunter, stülpt den Bergmann um, er mag wollen oder nicht und gleich auf ihn, und da geht's durch die Luft fort hinter die andern her nach dem Brocken. Er kann kaum athmen, dabei ist das alte Weib so schwer, daß es ihm die Knochen fast eindrückt. Um elf kommen sie auf dem Brocken an, da wird er erlöst, sie steigt ab, und der Bergmann fällt halb todt auf die Erde. Da umzingeln ihn nun die andern Hexen und tanzen um ihn, und der Teufel ist auch dazwischen; dann richten sie ihn auf und fragen ihn, ob er nun schweigen könnte, oder ob er in Oel gebraten werden wollte. Wer will sich aber gern in Oel braten lassen; er sagt, er wolle nichts wieder sagen von den Hexen. Da spricht der Teufel, wenn er sich aber je ein Wort verlauten ließe, so wäre er ein Kind des Todes. Da oben haben die Hexen denn aber eine Schande getrieben, das darf man gar nicht sagen. Wie's nun so gegen zwölf hinkömmt, da macht sich der ganze Schwarm wieder auf und die eine Hexe kriegt unsern Bergmann wieder her, setzt sich darauf und nun geht's wie unsinnig durch die Luft und zurück bis nach der Bremerhöhe bei Clausthal. Auf der Stelle, wo ihn das Hexenweib gefaßt hat, da geht's wieder nieder, und er ist frei. Ein paar

Stunden hat er erst gelegen und hat sich erholen müssen, dann kriecht er langsam nach Haus. Seine Frau ist schon wieder aufgestanden und will eben fort in Wald, und eine Tracht Holz holen, als er nach Haus kommt. Ach Frau, sagt er, bleib da. Ich hab' eine schlechte Nacht gehabt. Geh hinaus in die Küche und leg ein Bischen Holz in Ofen, ich habe geschwitzt, daß ich mich umziehen kann. Sie geht hinaus und thuts. Da erzählt er dem Ofen sein Schicksal; seine Frau steht am Ofen beim Einheizen und hört's. Kommt herein, sagt aber nichts. Eine halbe Stunde darnach kommt auch das alte Weib, die Nachbarin und spricht: es wär' sein Glück, daß er's dem Ofen und keinem Menschen erzählt hätte, sonst sollte er sehen, wie's ihm gienge. Da wissen sie, daß das eine Hexe gewesen ist. Die Frau geht hin und sieh, die infame Hexe wird verbrannt, da ist ihr gerade Recht geschehen.

Die lange Nase.

Es ist hier einmal ein Vater gewesen, der hat drei Söhne gehabt; zwei kluge und einen dummen; alle drei wollen sich was versuchen und fordern ihr Erbtheil. Der Vater giebt jedem, was er haben soll. Jeder kriegt aber einen Holster und darin was zu leben mit, und so gehen sie fort; einer nach dem andern; der eine hierhin, der andere dorthin. Da begegnet dem ältesten ein altes Mütterchen, sie kann kaum fort und sieht aus, wie die theure Zeit; vom Hunger nämlich. Die sagt zu dem ältesten: sei doch so gut und gieb mir einen Bissen Brod,

sonst muß ich verhungern. Darauf antwortet der, er ist nämlich zu faul gewesen, seinen Holster abzuhucken; ach geh' zum Teufel, an euch Gerippe verliert die Welt nichts und geht fort. Die Frau bittet noch einmal, bekommt aber nichts. Da sagt sie noch: Ist auch dein Vortheil nicht. Mit dem zweiten gehts ebenso, der ist aber geizig gewesen und hat nichts missen können. Der dritte aber, das ist der dumme gewesen, wie den die Alte bittet, der setzt gleich seinen Holster ab, und schneidet ihr ein tüchtiges Stück Brot und Speck ab und spricht; da alte Mutter, thut euch was zu gut und freut sich, wie sie so heißhungerig in das Brot hineinbeißt. Als er fortgehen will, sagt die Alte: „Halt, du mußt belohnt werden für Deine Gutthat." Da zieht sie eine alte Hosentasche aus ihrem Busen und giebt das Ding dem Dummen. Der weiß nicht, was er damit soll und frägt, wozu soll die Tasche gut sein? Greif' hinein, spricht die Alte. Er thuts und hat die Hand voll blanke Thaler. Dazu giebt sie ihm eine Wurzel und spricht: „reibst Du die Wurzel zwischen deinen Händen, so bist Du gleich, wohin du willst. Zuletzt giebt sie ihm auch einen ledernen Däumling, den zieh über den linken Daumen, wenn Du mich sprechen willst, wird dir von großem Nutzen sein. Er bedankt sich schön für die Sachen, steckt sie sorgfältig bei und geht fort. Im nächsten Wirthshaus läßt er sich was zu essen geben und bezahlt aus dem Wunderbeutel und so gehts auf seiner ganzen Reise. Er hat nicht schlecht gelebt, und dabei hat er auch was darauf gehen lassen, hats ja gekonnt und hat ihm nichts gefehlt. Nun kommt er in eine Stadt, da wohnt ein König, der hat eine wunderhübsche

Tochter, die ist aber schrecklich eigensinnig gewesen und auch hartherzig und stolz. Kein Mensch ist ihr zu Dank und haben sie viele haben wollen. Den jungen Männern hat sie dann aber drei Räthsel aufgegeben, und wer's nicht errathen kann, muß sterben. Viele Königs= und Fürstensöhne sind bei der Geschichte um ihr bischen Leben gekommen. Das hört nun auch der Dumme, wie er in die Stadt kommt, wo die Königstochter ist. I, sagt er, da müßtest du doch auch einmal dein Heil versuchen. Du hast ja die Wurzel, die hilft dir aus der Klemme, wenn's schlimm wird. Du kannst bei dem Handel nur gewinnen, aber nicht verlieren. Doch wär es aber gut, du ließest einmal deine Alte kommen. Er holt also seinen Däumling hervor, zieht den an den linken Daumen, und gleich ist die Alte da. Hör, sagt er, so und so, ich möchte wohl die Königstochter haben, aber ehe ich hingehe, möchte ich euch erst fragen, ob's wohl gut ist für mich. Das kannst du ja thun, sagt die Alte. Dazu mußt du aber dies haben. Hier ist eine Leimruthe, ein Vogel und ein Teller. Wenn nun die Königstochter frägt, „was hält fest,“ so giebst Du ihr die Leimruthe hin. Wenn sie frägt, „was wird gesengt und gebrennt,“ dann gieb ihr den Vogel. Wenn sie sagt, „es ist gar,“ so reich ihr den Teller, darauf soll sie ihn hinlegen. Dann wird sie weiter nichts wissen und muß dich zum Mann nehmen, dann sei aber klug und laß dich nicht anführen. Die Alte ist darauf gleich wieder verschwunden. Wie sie fort ist, denkt er, es wäre doch wohl gut, wenn du dir die hübsche Mamsell erst einmal ansähest, ob sie dir auch gefiele, ehe du wirklich hingehst. Er holt also seine

Wurzel aus der Tasche heraus, dreht die zwischen den Händen und wünscht sich hin nach der Königstochter, wo die ist. Gleich ist er fort, und das beste dabei ist, er sieht sie, sie ihn aber nicht, und sie gefällt ihm; denn sie hat ein so hübsches Gesicht, so runde rothe Backen und ist dabei eine Figur, wie er fast noch keine gesehen hat. Er sieht sie lange an, hört zu was sie spricht und sieht was sie thut. Da sitzt sie auf einem wunderschönen Kanapee, das mit Sammet beschlagen ist und spricht eben mit vier vornehmen Damen, die bei ihr sitzen, von den armen Männern, die über sie in's Grab beißen müssen und sagt, sie möchte wohl, daß keiner wiederkäme; denn es könnte kein Mensch ihr Räthsel errathen. Da spricht noch die Dame, das könne sie doch nicht ganz wissen, es könnte doch einmal einer kommen, der's erriethe, und den müßte sie denn doch nehmen, sie möchte ihn leiden können oder nicht. O, sagt sie, dann gäbe es ja auch Mittel, den wieder los zu werden. Sie wollte nur das dumme Männervolk prellen, daß ihm die Augen nicht über, sondern zu gehen sollten. Wie der Dumme das gehört hat, da hat er genug, reibt die Wurzel und ist gleich wieder in seinem Wirtshaus. Jetzt überlegt er's noch einmal, ob er es thut oder nicht, ob er hingeht, oder ob er wegbleibt. Am Ende denkt er, sollst hingehen; daß doch endlich ihr Mund einmal gestopft wird. Er also hin, läßt sich anmelden und wird auch vorgelassen. Da sagt er, was er will. Die Königstochter sagt aber gleich, er solle sich nur gleich wieder fortpacken, er könnte doch ihre Räthsel nicht errathen, sonst koste es seinen Kopf, er gefiele ihr auch nicht. Darauf spricht er: das wäre

ihm gleichviel, sie solle nur erst ihre Räthsel sagen, dann fänd' sich's. Sie sieht ihn so von der Seite recht verächtlich an und spricht: „Was hält fest?“ Da zieht er ganz langsam ein Kästchen aus der Tasche und nimmt daraus eine Leimruthe und reicht ihr die und spricht, die hält fest. Da macht die Prinzessin große Augen und spricht in Wuth: „Was sengt und brennt?“ Da zieht er einen Vogel aus der Tasche und sagt, der wird gesengt und gebrennt. Da stutzt sie noch mehr und sagt in großer Eile: „Es ist gar,“ was mein ich damit, sagt sie. Da holt er seinen Teller heraus und sagt, ist es gar, so legt's auf den Teller. Da wird sie vor Gift und Galle stumm. Er aber spricht, er hätte die Räthsel errathen und nun müßte sie seine Frau werden. Das wäre auch leider schlimm genug, spricht sie, daß sie ihn nehmen sollte und doch gieng es nicht anders; sie müsse sich wohl fügen und da wird Hochzeit gemacht. Nun nimmt er sich aber erst recht in Acht. Von allem was er essen soll, muß sie erst essen. Bei Tag und bei Nacht ist er auf seiner Hut, daß sie ihm keinen Schabernack anthun kann. Seinen Wunderbeutel näht er sich in seine Hosentasche, die Wurzel steckt er in die Westentasche und den Däumling näht er in seinen Rock in die Brusttasche hinein. Gut das. Es geht wohl ein halb Jahr so hin und sie verwundert sich immer, wo er das viele Geld herkriegt, das er immer hat, und frägt ihn auch einmal, wo er denn das herkriegt? I, sagt er, das ist einerlei, genug ich hab's und geb's aus und weiter ist nichts nöthig, ob du das weißt oder nicht. Ich hab's in der Tasche hier. Laß mich doch einmal etwas herausholen,

spricht sie. O ja, sagt er. Sie greift hinein und holt eine Hand voll blanke Thaler heraus. Ach, sagt sie, recht bittend und zärtlich und schmeichelt ihm und herzt ihn, sag mir doch, wie geht denn das zu. Ach, spricht er, das kann ich dir nicht sagen und darf's dir nicht sagen. Ich habe immer Geld in der Tasche. Sie umfaßt ihn so recht zärtlich und fühlt die Wurzel in der Westen=tasche, faßt zu und nimmt sie weg, ohne daß er's weiß. Des Nachts steht sie auf und nimmt ihn die Hose mit sammt der Tasche weg. An den Rock kommt sie aber nicht, worin der Däumling steckt. Wie sie's weg hat, so läßt sie die Bedienten kommen, und die müssen ihren Mann zum Dinge hinausprügeln. Er hat kaum so viel Zeit, daß er seinen Rock überschmeißen kann. So muß er fort, barfuß und barbeinig zum Tempel hinaus. Gut, daß es Nacht gewesen ist, daß ihn keiner gesehen hat. Kaum ist er aber auf freiem Felde, da macht er seinen Däumling los, zieht den an den linken Daumen und im Augenblick ist die Alte bei ihm und frägt, was er ihr wolle. Da klagt er ihr denn seine Noth, wie niederträchtig hinterlistig das Weib gegen ihn gewesen wäre, kurz er erzählt ihr die ganze Geschichte. Ach, spricht sie, sie wisse schon alles; er solle nur ruhig sein, die solle schon ihr Recht dafür haben. Sie müßte alles wieder hergeben. Er möchte einstweilen diesen Beutel nehmen, den müßte er ihr aber hernach wiedergeben, wenn er den ersten wieder gekriegt hätte. Dieser Beutel mache klug, reich und vornehm. Sie würde nun jetzt die Prinzessin krank machen, daß sie Schürfe an der Nase kriegte, die würden ihr denn wohl erst Schmerzen und daß tüchtige

Schmerzen machen, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe hätte. Er solle sich dann zum Doctor machen, in einem schönen Wagen nach dem Schlosse fahren und sich anmelden lassen, er wolle sie von ihrer Krankheit befreien. Wenn er dann vor die Prinzessin käme, so solle er sie erst ordentlich ausfragen, und im Gesichte befühlen und zuletzt sagen: Sie hätte zweierlei in ihrem Hause, das ihr von rechtswegen nicht gehöre. Das müßte sie ihm geben, sonst würde sie im Leben nicht wieder gesund; das wäre behext und davon wäre sie krank geworden, und ehe das nicht weg aus ihrem Hause wäre und vernichtet würde, eher würde sie nicht gesund, eher gingen auch die brennenden Schürfe nicht weg. Gäb sie es ihm aber, so wäre sie am dritten Tage wieder so gesund wie ein Fisch. Zum Beweis wolle er nur dieses Geschwür berühren, so würde es gleich aufgehen und in ein paar Minuten heil sein. Er thut's und nach ein paar Minuten ist es heil. Ach, sagt die Prinzessin, sie wolle es nur sagen, sie hätte da einen Beutel und eine Wurzel, die hätte sie ihrem Mann geraubt; und giebt beides dem Doctor. Der nimmts und steckts bei. Da zieht er eine Kruke aus der Tasche, darin ist eine Salbe und giebt ihr das und spricht, davon sollte sie sich diesen Abend vor Zubettegehen eine Bohne groß auf die Schürfe wischen. Des Morgens darauf würde es erst etwas dicker und größer, ja auch schlimmer werden. Sie sollte sich aber nicht irre machen lassen, am dritten Morgen wäre alles weg und sie hätte ihr hübsches Gesicht wieder, und da geht er weg. Sie will ihm erst recht viel Geld geben, er aber sagt, für die Kleinigkeit könnte er nichts nehmen. Es

würde ihn freuen, wenn sie seinem Rath folgte. Dann macht er sich aus dem Staube und lebt bis an sein Ende herrlich und in Freuden, hat sich aber um keinen Menschen weiter bekümmert. Der Alten giebt er die zwei Beutel hin, als er den ersten hat und da ist es ihm stets gut gegangen. Die Prinzessin hat also das ganz pünktlich gethan. Vor Zubettegehen nimmt sie die Kruke und bestreicht damit ihr Gesicht und legt sich hin. Sie hat tüchtige Schmerzen. Des Morgens wie sie aufsteht, da schlagen die Kammerjungfern in ihre Hände, da hat die Prinzessin eine Nase, die ist gewiß einen halben Fuß lang und so feurig, daß man einen Schwefelstock daran hätte anstecken können. Sie freut sich aber und sagt; so müsse es erst kommen. Wischt wieder etwas daran und die Nase wächst den ganzen Tag länger und länger, des Abends ist sie schon einen Fuß lang. Sie freut sich und sagt, so müßte es kommen und wischt noch einmal was daran. Wie sie aber den andern Morgen aufwacht, da ist die Nase so lang, daß sie die Erde fast berührt. Nun wird ihr's aber doch schwül und hat nichts wieder daran gewischt. Und die lange Nase hat sie behalten bis an ihr seliges Ende. So ist es gekommen, anstatt daß sie den Mannsleuten hat eine Nase drehen wollen, hat sie eine gekriegt, an der sie ihr Lebtag genug gehabt hat.

Der Hackeklotz.

Ein Handwerksbursche, der zwar arm, dabei aber höllisch dreist war, kam in eine Stadt, da sollte der neue Herzog gekrönt werden. Das wollten viele Leute sehen und die Stadt war deshalb voll gestopft von Menschen,

auch in keiner Herberge noch ein einziger Platz übrig. Unser Handwerksbursch geht von einem Wirthshaus in's andere, kann aber kein Unterkommen finden. Nun will er noch nach einer Herberge hin, die ganz am Ende der Stadt liegt. Er geht betrübt die Straße hinab, da begegnet ihm ein kleiner Mann, der ist sehr freundlich und frägt, warum er so traurig wäre. Der Handwerksbursch sagt, er könne keine Herberge kriegen, alles wär so voll, daß ihn kein Wirth behalten wolle. Nun solle dort unten vor dem Thore noch ein Wirthshaus sein, da wolle er sein Heil versuchen. Ach, spricht der Mann, das solle er nur lassen. Ob er nicht mit ihm gehen und bei ihm bleiben wolle, für gutes Abendbrot und auch gute Schlafstelle solle er nicht sorgen, die solle er haben. I, sagt der Handwerksbursch, das ist's ja gerade, was ich nur will. Morgen geht's weiter, was kümmert mich die Krönung, ich krieg' doch nichts davon. Er geht also mit dem kleinen freundlichen Mann. Unterwegs spricht der, morgen käme er aber noch nicht wieder weg, denn er hätte viel im Willen mit ihm, wenn er wolle, so könnte er hier ein wunderschönes neues Haus ganz für umsonst kriegen. Das wird einem nicht immer geboten, sagt der Handwerksbursche, an mir soll's nicht liegen, wenn's nichts wird. So kommen sie mit einander zu Haus. Der Wirth läßt gleich auftragen, was giebst du, was hast du; auch Wein und Bier, so viel der Gast trinken will; der thut sich natürlich recht bene; und der freundliche kleine Mann erzählt ihm dabei: draußen vor dem Thore hätte er ein wunderhübsches Haus stehen, das hätte er von seiner alten Base geerbt; das wäre so

wundervoll inwendig und auswendig und läg in einem Garten, der wäre wie ein Paradies. Das Schlimmste dabei wäre, daß Niemand des Nachts darin bleiben könnte; es spükte darin. Des Abends und des Nachts wage sich Keiner hin, er selbst auch nicht. Ob er das wohl erlösen könnte, frägt er den Handwerksburschen. Ach, sagt dieser, das wären ja Narrenspossen, Spükerei gäb's nicht, und Erlösen wär nicht nöthig. Das würde wohl Alles natürlich zugehn. Wenn's da was gesetzt hätte, und hätte die Leute herausgejagt, oder hätte ihnen einen Denkzettel gegeben, so wären das gewiß Spitzbuben, die das gethan hätten. Das sollte er nicht sagen, spricht der Wirt, Manchem hätte es schon das Leben gekostet und jetzt gieng Keiner des Nachts dahin, vielweniger in's Haus, und wenn er (der Handwerksbursch) das thun wolle und drei Nächte darin kampiren, so verspräch er ihm das Haus, wie es da wäre und mit allem, was dazu gehöre. Sie schlagen ein, d. h. sie geben sich die Hand darauf. Der Handwerksbursch will gleich noch hin, der Wirt soll ihn nur hinbringen; der will aber nicht, und spricht: Morgen, wenn's Tag wäre, wollten sie erst einmal mit einander hin und sich die Geschichte ansehen; dann müßten doch auch Sachen hingebracht werden, denn das Haus wäre ganz leer; es wäre auch nicht einmal ein Stuhl darin. Damit ist der Handwerksbursch zufrieden und geht dann zu Bett und schläft, wie ein Türke und träumt schon von dem schönen Schloß, das er haben soll. Des Morgens darauf steht er auf, frühstückt mit seinem Wirt und darnach gehen sie mit einander nach dem verwünschten Haus; denn verwünscht ist

es gewesen, wie sich nachher gezeigt hat. Der kleine Mann schließt auf, sie gehen hinein, durch alle Stuben und Kammern unten und oben, in die Küche, Speisekammer und den Keller, besehen sie; auch den Stall gehen sie durch; es ist aber alles leer, dabei alles gut und ordentlich eingerichtet. Als sie alles besehen haben, sucht sich der Handwerksbursch eine Stube aus, obenauf, mit einer Thür; ist auch hübsch groß gewesen und sagt zu seinem Wirt, ob er nun so gut sein wolle und für ihn ein Bett, einen Tisch und Stuhl, ein Licht und ein Buch herbringen lassen; das Buch müßte aber gut gehen, damit ihm die Zeit nicht zu lange daure. Das wird auch alles an dem Tag hingebracht; unterdessen bleibt der Handwerksbursch, es ist ein Schneider gewesen, bei seinem Wirt und lebt den Tag krötenvergnügt und puppenlustig; sie gehen auch mit einander aus in die Wirtshäuser, und der kleine Mann läßt sich's ordentlich was kosten. Des Abends, als sie auch erst gehörig vorgelegt haben, und der Schneider hat sich dick stempel voll gegessen und getrunken, geht er hin nach dem verwünschten Haus, schließt auf und macht sich in sein Zimmer. Hier setzt er das Bett, den Tisch und Stuhl mitten in die Stube, zieht mit Kreide einen Kreis um die Sachen, schließt dann die Thüre dichte zu, nämlich die Hausthüre vorn und hinten; eben so die Thür zu seiner Stube. Alles ist ruhig im Haus, es läßt sich nichts hören und sehen darin. Als er nun alles noch einmal durchgegangen hat, ob es in Ordnung ist, setzt er sich an seinen Tisch auf den Stuhl hinein in den Kreis, kriegt sein Buch vor und fängt an zu lesen; es ist ein hübsches Buch

gewesen, das von Gottvertrauen und vom Beistand Gottes in der Noth gesprochen hat, daran erbaut er sich recht und lies't und lies't bis es elf schlägt. Da hört er auf einmal ein Gehen und Laufen draußen auf dem Vorsaal, die Treppen auf und nieder, als wenn die Bedienten recht eilig zu thun haben; er hört das Feuer in der Küche knädern und knacken, auch Kutschengerassel vor der Thür und im Hof, aber kein Wort; es geht alles so geheimnißvoll, so geisterhaftig, so recht gespensterhaftig. Das ist ihm denn doch nicht einerlei, er bleibt aber auf seinem Stuhl vor dem Tisch im Kreise sitzen und denkt, wenn dir's nur vom Halse bleibt. Das dauert so hin bis halb zwölf; da prellt's mit furchtbarem Gekrach gegen die Stubenthür, daß sie auffliegt und dann kommen sieben Männer herein, einer hat noch immer schlimmer ausgesehen, wie der andere, mit gefährlichen Prügeln in den Händen und stellen sich um den Kreis herum, in dem der Schneider sitzt. Alle glotzen ihn an, als wollten sie ihn durchbohren mit den Augen. Die Knüppel haben sie hoch, doch stehen sie still und so bleiben sie stehen bis es zwolf schlägt; mit dem letzten Schlag ist kaum der letzte zur Thür hinaus, so schlägt die Thür auch wieder zu, und alles ist still, wie's vor elf gewesen ist. Der Schneider erholt sich erst von der Angst, denn es hat ihm an jedem Haar ein Tropfen Schweiß gehängt vor Angst; er hat natürlich gemeint, die sieben wollen ihn todtschlagen. Wie's halb eins ist und alles ruhig bleibt, legt sich der Schneider in's Bett und schläft wie ein Ratz. Des Morgens, kaum graut der Tag, da kömmt auch der kleine freundliche Mann und will sehen, ob er noch

am Leben wäre. Als er an's Haus klopft, guckt oben aus dem Fenster der Schneider froh und wohlgemuth. Na, wie gieng's diese Nacht, ruft der von unten; recht gut, der von oben. Nun wird aufgeschlossen; der Schneider muß mit dem Kleinen nach Haus, da wird tüchtig gefrühstückt und dabei fragt der Wirt, was in der Nacht dem Schneider passirt wäre. Der Schneider sagt, er glaube, es wäre besser, wenn er nicht eher etwas davon sage, bis alles vorbei sei. Das hält der Kleine auch für gut und so wird nicht weiter darnach gefragt und nichts davon gesagt. Der Schneider ist ganz lustig und denkt, du sollst dir's heute noch zu gute machen, morgen lebst du vielleicht nicht mehr; denn gräulich ist die Geschichte doch. Der Abend kommt wieder heran. Der Wirt läßt auftragen das Schönste und Beste, der Schneider holt tüchtig davon zu und um zehn geht er hin nach seinem Nachtquartier. Diesmal ist ihm aber doch etwas mehr Angst um's Herz. Er hat's aber angefangen, nun will und muß er's auch vollenden. Oben auf seiner Stube zieht er noch einen Kreis um den ersten mit Kreide, steckt sein Licht an, holt sein Buch vor und setzt sich hin und liest. Es geht alles akkurat so wie gestern Abend. Nur, wie die Thür aufspringt, bringen Vier einen Sarg herein, nehmen den Deckel ab, setzen den dabei hin und in dem Sarg liegt ein wunderhübsches Mädchen und ist todt. Das bleibt liegen bis dreiviertel auf zwölf, dann richtet es sich im Sarg auf, sieht ihn so freundlich an, als wenn's sagen will, erlös mich doch und streckt die Hände nach ihm aus. Der Schneider aber bleibt ruhig sitzen und sieht das arme Mädchen an.

Keiner sagt ein Wort. Wie's bald zwölf ist, legt sich das Mädchen wieder im Sarg zurecht, die Vier legen den Deckel auf den Sarg und gehen damit zur Thür hinaus. Da schlägt die Thür von selbst zu, daß das ganze Haus bebt und dann ist Alles still. Die Geschichte ist aber dem Schneider nicht so fürchterlich gewesen, wie gestern Abend. Er hat das arme Mädchen bedauert, sich aber nicht geängstigt; deshalb läßt er doch aber das Licht brennen und legt sich zu Bett. Natürlich er schläft wieder, wie ein Türke. Des Morgens holt ihn sein Wirt wieder ab, und wundert sich nicht wenig, daß der Schneider noch lebt; denn in der zweiten Nacht sind die Vorigen meistens todt gemacht, die sich in das Haus wieder gewagt haben. Beim Frühstück sagt der Wirt, zwei Nächte hätte er glücklich hingebracht, die dritte aber wär' die schlimmste, da wär' noch Keiner davongekommen. O, sagt der Schneider, ihm thäte Niemand etwas. Er hätte ein gutes Mittel, das wäre gegen Hölle und Teufel gut. Der Wirt sagt darauf: Wenn er, der Schneider, morgen früh noch lebe, so gehöre ihm das Haus. Nun gut. Der dritte Tag geht auch hin, und dem Schneider wird nicht wohl zu Muth, wie es anfängt, dunkel zu werden. Das schöne Abendessen will diesmal nicht rutschen. Er ist verstimmt, thut sich's aber nicht aus. Um zehn reicht er seinem Wirt die Hand und sagt, lebt wohl, wenn ich umkomme, so wißt ihr, daß ich nicht feig gewesen bin. Der Wirt empfiehlt ihm Gottvertrauen und Muth, und so macht sich der Schneider fort, und macht einen dritten Kreis um die beiden ersteren und setzt sich hinein. Dies geht auch wieder alles so, wie die

vorigen Abende. Nur wie die Thür aufspringt, da bringen Zwei einen Hackeklotz und dann kommt noch ein alter Mann und eine alte Frau herein; die Frau hat eine große, schwarze Katze unterm Arm, die immer fort will, aber nicht kann, dann aber den Schneider mit ihren großen Augen anguckt, als wenn sie ihn zerreißen möchte. Der Mann hat aber ein blankes, scharfes Hackebeil in der Hand und kommt auf den Schneider zu. Das wird aber arg, nun geht's dir an'n Kragen, denkt der Schneider, und der Angstschweiß fließt ihm von der Stirn, doch bewegt er sich nicht von seinem Platz; diesmal, wie sonst, bleibt alles außer den Kreisen. Der Hackeklotz aber und der Mann mit dem Beil steht dicht neben ihm. Endlich winkt ihm der Mann, er soll das Beil hinnehmen. Der Schneider denkt, thust du's, oder thust du's nicht! Geht erst lange mit sich zu Rath. Endlich nimmt er das Beil hin und meint, dann kann dich der doch nicht damit todtschlagen. Kaum hat er's hingenommen, so faßt der Mann die schwarze Katze beim Kopf, die Frau faßt sie an die Hinterbeine und legen sie auf den Hackeklotz. Die Katze wehrt sich, beißt und kratzt, was das Zeug halten will, es hilft aber nichts, sie kommt nicht los. Da winkt der Mann dem Schneider, er soll der Katze den Kopf abhacken. Da ist er denn nicht faul. Bautz! da liegt der Kopf. In dem Augenblick aber ist auch der Schneider vor Schreck zur Erde gestürzt; denn es ist gewesen, als wäre ihm auch der Kopf vom Rumpfe geschlagen. Wie er ein wenig wieder zu sich kommt, hört er so dumpf ein Laufen und Rennen um sich, viele Leute stehen um sein Bette. Er fühlt, der Arzt hält seine Hand und

untersucht den Puls. Alles ist ihm ein Wirrwarr, so kurios; endlich schlägt er die Augen auf. Sein erstes ist, was er erblickt, das hübsche Mädchen, das im Sarg gelegen hat. Die steht vor ihm und küßt seine Hand, nachher auch seine Stirne und nennt ihn ihren theuren Retter. Der alte Herr und die Dame sind auch da im Zimmer, Bediente stehen an der Thür, und der Doktor sitzt vor ihm am Bette und wünscht ihm Glück dazu, daß er wieder erwacht ist. Alles ist um ihn herum verwandelt, alles erlöst. Das Haus ist nun ein prächtiges Schloß und alles bewegt sich so, wie er es in den Nächten gehört hat. Das junge Mädchen ist ein Edelfräulein, die Alten die Eltern von ihr. Kurz, alles ist wieder so, wie vor der Verwünschung, die eine Hexe gethan hat und der nun durch den Schneider der Kopf abgehauen ist. Der kleine freundliche Mann kommt darnach auch und freut sich, daß das Wagestück gelungen ist und schenkt dem Schneider das Haus. Das junge Mädchen wird seine Braut und nicht lange darnach seine Frau. Da ist aus dem Schneider ein reicher, vornehmer Edelmann geworden, der alle Tage in Kutschen und Karossen hat fahren können, und er ist der glücklichste Mann gewesen, den's hat geben können. Auch hat er die Alten bei sich behalten, bis sie gestorben sind. Natürlich ist der kleine freundliche Mann sein bester Freund geblieben bis an sein Ende. Das bringt der Muth zuwege.

Die verwünschte Prinzessin.

Es war einmal ein Vater, der hatte einen Sohn, Peter hieß er, dem gefiel es nicht zu Haus, er forderte deshalb sein Erbtheil, das waren zwanzig Thaler, und ging damit in die weite Welt. Der Bursche aber war gut und hatte ein mitleidiges Herz und fühlte recht gut, was recht und unrecht war und half, wo er helfen konnte. Deshalb verließ ihn der liebe Gott nicht, ja, je mehr er half, je mehr half ihm auch der liebe Gott, wie's die Geschichte erzählt, daß er noch glücklich wurde. Einst kam Peter vor einem Dorfe an, da fand er einen todten Menschen und nicht weit davon pflügte ein Bauer. Peter gieng zu dem Bauer und fragte, warum der Mensch nicht begraben würde. Der Bauer antwortete, der Todte sei arm, und das Dorf hätte ihn nicht begraben lassen, weil das was koste; deshalb wäre er dahin gebracht und die Vögel und Füchse würden ihn über kurz oder lang doch verzehren, daß er weg käme. Das dauerte Peter in der Seele und er fragte gleich darauf, was die Beerdigung wohl koste? Der Bauer antwortete, so gegen zwanzig Thaler. Peter gieng daher zum Bauermeister, gab ihm zwanzig Thaler und befahl, man solle den Todten davon begraben, der vor dem Dorfe läge, und das geschah auch. Er blieb so lange im Dorfe, begleitete die Leiche und dann reiste er weiter. Wie er aus dem Dorfe hinaus kam und eine kurze Strecke fortgegangen war, kam ein Mann hinter ihm her, fieng ein Gespräch mit ihm an und sagte, er wolle bei ihm zur

Gesellschaft bleiben. Das ließ sich Peter wohl gefallen, denn der Mann sah so brav und gut aus und sprach so fromm, daß er ihn gleich lieb gewann und sich freute, daß er bei ihm bleiben wolle. Schon hatten sie mehrere Wochen mit einander gereist und sich alles mitgetheilt, was sie auf dem Herzen hatten, da kamen sie in eine Stadt, darin waren alle Häuser schwarz behängt und oben vom Schlosse wehte eine schwarze Fahne, zum Zeichen der Trauer. Peter fragte, warum das wäre. Die Leute antworteten: Die liebe, gute Prinzessin wäre von einem bösen Berggeiste, der im Harz hause, verzaubert, wäre bei Tag über still und in sich gekehrt, bisweilen aber so wüthend, daß sie alles zerschlüge und tödte, was ihr in's Gehege käme; und vorzüglich wäre der ein Kind des Todes, der es wage, sie zu erlösen, wenn er das Räthsel, das sie ihm aufgebe, nicht errathen könne. Viele hübsche Prinzen hätten durch sie schon ihren Tod gefunden und auch mancher andere, hübsche und kühne junge Mann wäre durch sie um sein bischen Leben gekommen, so daß sich seit einem Jahre keiner gefunden hätte, der sie hätte erlösen wollen und doch wäre es ein so hübsches und gutes Mädchen gewesen und auch noch. Da sagt Peter zu seinem Kameraden, soll ich einmal mein Heil versuchen, was meinst du, soll ich's wagen? Sterbe ich, so sterbe ich hier für eine gute Sache, gelingt's, so wird sie und ich glücklich. Sein Kamerad sagt: Thue es nur, ich will dir beistehen; und damit du Glauben zu mir hast, so will ich dir sagen, daß ich nicht ein Mensch bin, sondern der Geist von dem, den du dort in dem Dorf hast beerdigen lassen, und daß ich Mittel genug habe, daß du

dein Vorhaben glücklich ausführen kannst, ohne unglücklich zu werden. Geh also zum König und sage, du wollest die Prinzessin erlösen. Er wird es recht gern sehen und dich reich beschenken, wenn du sie erlösest. Peter geht also hin zum König, läßt sich anmelden und kommt vor den König; als er nun sagt, was er will, spricht der König: Mein lieber, junger Mensch, das ist ein Schweres, was du dir vorgenommen hast. Bedenke aber, es kostet dein Leben, wenn es dir nicht gelingt, meine Tochter zu erretten. Sie bringt dich auf der Stelle um, wenn du das Räthsel nicht erräthst, was sie dir aufgiebt. Das thut nichts, sagt er, ich will's versuchen, es mag mir gehen, wie's will. Vielleicht gelingt's. So komm morgen wieder, spricht der König, ich will's meiner Tochter sagen; dann geht Peter wieder zurück nach seinem Wirtshause, wo sein Kamerad auf ihn wartet. Als er nach Haus kommt, und sagt, was der König geantwortet hat, spricht sein Kamerad, laß es nur Abend und um zehn Uhr werden, dann will ich's schon machen. Bis dahin sag keinem, was du vor hast und sei nur guten Muthes. Du erlösest die Prinzessin, dafür laß mich sorgen. Sie machen sich's nun zu gut, gehen miteinander aus und besehen die Stadt und alles Merkwürdige darin, erkundigen sich auch, wo sich die Prinzessin aufhält und wo sie schläft, welches die Fenster von ihrer Schlafkammer sind, gehen dann wieder nach ihrem Wirtshaus, essen Abendbrod und besprechen sich, bis es zehn schlägt. Darnach holt der Reisegefährte vom Peter eine Kruke und ein paar große Federfittiche aus seinem Felleisen und eine recht schwanke, eiserne Ruthe. Peter

muß sich ausziehen. Der Geist bestreicht ihm seine Schultern mit der Salbe, die in der Kruke ist und setzt ihm die Fittiche an. Dann sagt er: Nun fliege hin nach der Prinzessin ihrem Kammerfenster und paß auf, wenn sie herauskommt; dann haue sie mit der eisernen Ruthe immer zu, flieg dahin, wohin sie fliegt und schleich da mit hinein, wo sie hinein geht. Dann verkriech dich, und höre zu, was der Berggeist sagt. Sie wird ihm alles sagen. Sie wird ihn auch dann fragen, was sie dich fragen will. Dann lausche und sei still. Als Peter die Flügel angewachsen sind, macht der Geist das Fenster auf und sagt, rückwärts mußt du der Prinzessin eben so folgen, bis sie in ihr Fenster wieder hinein ist. Nun kriegt Peter die eiserne Ruthe in die Hand, fliegt zum Fenster hinaus, über die Stadt weg nach dem Fenster, wo die Prinzessin schläft. Da sieht er sie, wie sie auch Flügel an hat und im Zimmer hin und her rennt, als wenn sie nicht recht klug ist. Er läßt sich auf's Gesimse nieder und wartet, bis sie heraus kommt. So wie es elf schlägt, macht sie das Fenster auf und fliegt fort. Peter dahinter her, holt sie auch bald ein, und fängt sie ganz erbärmlich an zu prügeln, daß es ihn selbst dauert. Doch geht's nicht anders, er muß gehorchen, wenn ihm auch sein Herz blutet. Endlich kommen sie nach dem Harz, an einen großen hohen Berg, der thut sich auf und beide fliegen hinein. Nun muß ich aber vorsichtig sein, dachte Peter und schlich sich mit in den großen Saal hinein, wo an der Thür ein großer Altar war. Hinter den Altar versteckte er sich, damit er alles hören und auch gleich Reißaus nehmen konnte,

wenn's schlimm wurde, oder wenn's Zeit war. Die Prinzessin lief auf den Berggeist zu und er nahm sie am Arm. Es war ein alter Mann mit schneeweißem Bart, hatte Augen im Kopf, die glühten wie Feuerkohlen, dabei war sein Wesen so grimmig und gefährlich, daß Peter sich ordentlich anfieng zu fürchten, so daß es ihn anfieng zu gereuen. Doch durfte er sich nun nicht rühren, er konnte so nicht wieder weg. Die Thür war wieder weg und ein großer Felsen lag da, wo sie gewesen war. Endlich sagte der Berggeist zur Prinzessin: Bist lange nicht da gewesen, hast lange keinen umgebracht, hast also auch lange dich nicht können am Blute deiner Erlöser freuen. Ist also einmal wieder ein Vogel in's Garn gegangen? Ja, antwortete sie. Es ist einer wieder da, aber nur ein gewöhnlicher Mensch, kein Prinz, Graf oder Adelicher. Draußen ist aber ein gewaltig starkes Hagelwetter, sieh her, mein hoher Geist, wie ich zerrissen und zerschlagen bin von den Hagelstücken, und das Blut floß an ihr nieder. Thut nichts, sagte der Berggeist, desto mehr mußt du deinen Menschen peinigen, desto mehr Freude hast du an seinem Blute, desto mehr mußt du davon trinken, desto eher wirst du für mich reif und mein eigen. Was soll ich ihm aber für ein Räthsel aufgeben, woran soll ich denken, sagte die Prinzessin. Denke an deines Vaters weißes Roß, antwortete der Berggeist. Ist gut, sagte die Prinzessin und bat, laß mich nun wieder hinaus, denn es ist dreiviertel auf zwölf, ich habe noch weit zu fliegen, du weißt, die zwölf kommt bald heran. Der Berggeist öffnete, die Prinzessin mit Peter machten sich wieder fort und drau=

ßen in der Luft gieng das Schlagen wieder los, bis zum Kammerfenster. Die Prinzessin flog hinein, Peter nach Haus und legte auf seiner Stube seine Fittiche ab und sich zu Bett. Sein Kamerad schlief schon, hatte aber vorher gesagt: Nimm vorsichtig die Fittiche ab und lege sie wieder in mein Felleisen, sieh aber zu, daß du keine Feder knickst. Das thut auch Peter, darnach schlief er ganz ruhig bis zum Morgen. Am Morgen stand er auf, zog sich hübsch an, aß dann auch gehörig Frühstück mit seinem Kameraden und gieng nach dem Schlosse. Nun wurde er nach der Prinzessin geführt, sie saß in einem schönen Zimmer auf einem kleinen Sopha und sah recht betrübt aus, war aber ein ganz allerliebstes Mädchen, dem man gar nicht zutraute, daß sie einen Menschen umbringen könnte. Ihr Auge war so sanft und gut, sie selbst gar nicht groß und stark, dabei so fein und so zierlich gebaut, daß man nicht glauben konnte, daß sie jemanden schon gemordet hätte und doch waren schon neun junge Mannsleute durch sie umgebracht. Als Peter hereintrat in ihre Stube, stand sie gleich auf und kam auf ihn zu und sagte in einem freundlichen Tone: Also du willst mich erlösen. Aber weißt du auch, daß es dein Leben kostet, wenn du mein Räthsel nicht eräthst? Ja, sagte er, ich will es versuchen, muß ich dann sterben, so will ich gern für dich sterben. Denn du bist so schön, so gut und so lieb, daß ich gerne für dich den Tod leide. Sag' mir also dein Räthsel. Also soll's sein, antwortete sie ganz traurig, und die Thränen traten ihr in die Augen. Sie kam näher und sagte: du dauerst mich: Höre: Sag' mir, woran ich jetzt denke.

Das ist nicht schwer zu sagen, antwortete Peter. Prinzessin, Ihr denkt jetzt an Eures Vaters weißes Pferd. Die Prinzessin wurde leichenblaß und sagte: du hast es errathen. Die Götter mögen dir ferner gnädig sein. Komm morgen wieder. Es soll mich erfreuen, wenn du mich erlösest; königlich sollst du belohnt werden. Peter verbeugte sich und gieng. Der Tag gieng auch ganz angenehm hin und am Abend gieng's ebenso, nur daß Peter diesmal zwei eiserne Ruthen, in jede Hand eine bekam, womit er die arme Prinzessin prügeln mußte. Auch mit der Prinzessin gieng alles so, doch als sie wieder nach dem Berge kamen und in den Saal hinein traten, da war der Raum erleuchtet, wie am Abend zuvor, und in der Mitte war der Mond, der alles hell machte und auf dem Altar lag ein stachlichter großer Fisch. Am Abend vorher standen bloß einige helle Sterne an der Decke, und der Altar war leer. Als die Prinzessin wieder hintrat und hinter ihr Peter sich hineingeschlichen hatte, schloß sich die Thür, die Prinzessin gieng auf den Berggeist zu, der auf einer Art Thron saß und sagte: Hoher Geist, unser erstes Räthsel hat der Mann errathen. Was sagst du dazu? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Eine geheime Macht waltet hier, die mir und dir zuwider ist. Diesmal soll er's nicht errathen. Diesmal sollst du an deines Vaters Schlachtschwert denken. Gut, sagte die Prinzessin. Der Flug hat wieder viel Blut gekostet, denn siehe, es hagelte diese Nacht schlimmer noch als die vorige, siehe, wie ich blute. Aber wenn er das Räthsel nicht erräth, so soll er durch das Schlachtschwert meines Vaters sterben, dazu verlaß dich. Thue

das, meine Tochter, nun geh und mache deine Sache gut, sag' aber keinem das Räthsel, und nun gieng sie fort und Peter dahinter her; auf dem Wege bekam sie wieder ihre regelrechten Schläge bis sie zum Fenster hinein war. Unser Peter flog nach Haus, that seine Fittiche ab und legte sich zu Bette. Am andern Morgen gieng er wieder nach der Prinzessin, und sie empfieng ihn ebenso wieder, wie am vorigen Tage. Diesmal lag aber schon das Schlachtschwert auf ihrem Tische und hatte noch einige Blutflecke. Als er hereintrat, fragte sie gleich, an was denke ich? An das Schlachtschwert Eures Vaters, gnädige Prinzessin. Da sank sie zurück auf das Sopha und stammelte: Errathen! Morgen komm noch einmal. Die Götter mögen dir helfen und beistehen, damit ich glücklich werde und du auch. Damit gieng Peter wieder weg und brachte seinem Kameraden Nachricht, daß er das zweite Räthsel auch errathen habe. Beide machen sich den Tag zu gut, bis es wieder Abend ist, essen dann zusammen, und der Kamerad von Peter sagt, wie es gegen zehn hinkommt: diese Nacht hast du noch ein schweres Stück zu machen. Diesmal bekommst du zwei eiserne Ruthen, damit du die Prinzessin prügeln mußt und ein scharfes zweischneidiges Schwert, mit dem du dem Berggeist den Kopf abhaust. Nimm dich aber in Acht, wenn du in seinen Saal kommst, daß er dich nicht sieht, denn es wird diesmal so hell darin sein, wie am Tage und du wirst deine Last haben, daß er dich nicht sieht. Ich werde dich aber begleiten und im Nothfall beschützen. Habe nur guten Muth. Zuletzt wird er mit heraus gehen, so wie er aber Abschied von der Prin-

zessin genommen hat und in den Berg zurück will, so haue ihm den Kopf ab und nimm den mit. Alles geht so vor sich. Peter hin nach der Prinzessin ihrem Kammerfenster, um elf kommt sie heraus. Er dahinter her und peitscht sie ganz erbärmlich bis in den Berg hinein. Als sie mit einander in den großen Saal hineintreten, da steht die Sonne an der Decke und alles ist so hell, wie am Tage; auf dem Altar liegt der stachelichte Fisch und steht ein feuriges Rad, doch hinter dem Altar ist alles dunkel, dahinter versteckt sich Peter gleich. Die Prinzessin geht eilig zu dem Berggeist, wirft sich ihm an den Hals und sagt, wie in Verzweiflung: Wieder errathen! Das ist schlimm, sagt der und spricht: So denke an mein Haupt. Daran kann kein Sterblicher denken, am wenigsten ein gemeiner Mensch. O, sagt sie: Wie bin ich diesmal zerfleischt von dem fürchterlichsten Hagelwetter. Sieh meinen Rücken, meine Arme, mein Haupt, ich triefe vom Blute. Ich bedaure dich, armes Mädchen, sagt der Berggeist. Jetzt geh' und bade dich in dem Blute des Schändlichen. Dies ist eine harte Probe. Ich werde mit dir sein, rechne auf mich. Morgen Vormittag bin ich unsichtbar bei dir. Diesmal soll's ihm nicht gelingen, daß er das Räthsel erräth und so begleitet er sie hinaus. Als der Berggeist zurück will, haut ihm mit einem Hiebe Peter das Haupt ab, faßt es an den Haaren und fliegt der Prinzessin nach und schlägt die auch noch einmal gefährlich durch, bis vor ihr Fenster. Dann macht er sich nach Haus und legt sich in die Federn und freut sich im Voraus, daß er seinen Willen kriegt. Er hat wieder recht hübsch geschlafen.

Morgens macht er sich wieder zurecht, nimmt den Kopf des Berggeistes, wickelt ihn in sein Schnupftuch und geht hin nach der Prinzessin. Als er diesmal hinkommt und in die Stube tritt, ist die Prinzessin ganz blaß vor Schrecken und weiß nicht, ob sie ihm das Räthsel sagen soll, oder nicht. Da spricht Peter: Gnädige Prinzessin, heute komm ich zum letzten Male, sagt mir euer Räthsel, damit ich es errathe oder sterbe. Und die Prinzessin sagt mit zitternder Stimme, als wenn ihr Tod oder Leben davon abhängt, woran denke ich? Ohne zu antworten, knüpft er das Taschentuch auf und setzt das Haupt des Berggeistes auf ihren Tisch. Da stürzt ihm die Prinzessin in die Arme und mit einem Schrei, „mein Erlöser," ist sie ohnmächtig. Er legt sie auf's Sopha und klingelt. Da kommen die Bediente, und der König wird geholt und die Ärzte; die Prinzessin kommt wieder zu sich, und der König giebt seine Tochter Peter zur Frau. Peter sagt, er müsse aber erst einmal nach seinem Wirtshause. Es wird nun gleich ein schöner Wagen mit sechs prächtigen Pferden angespannt und Peter wird hingefahren nach dem Wirtshause. Da kommt ihm sein Kamerad in der Thür schon entgegen, hilft ihm aus dem Wagen, sie gehen miteinander oben auf ihre Stube und der Reisegefährte von Peter sagt ihm: Wenn du nun mit deiner Frau zu Bette gehen willst, so laß, ohne daß sie es weiß, eine große Wanne mit Wasser vor euer Bette setzen, und wenn sie diese Nacht aufspringt und fort will, so springt sie in die Wanne mit Wasser, dann tauche sie gleich unter das Wasser, dann wird ein Rabe daraus kommen und fortfliegen, dann tauche sie nochmals

unter, so wird eine Taube herauskommen und sich auf deine Schulter setzen, dann tauche sie nochmals unter Wasser, dann wird die Prinzessin in ihrer vorigen Engelsschönheit und Frömmigkeit daraus heraufsteigen, dann küsse sie dreimal und sei glücklich mit ihr, du wirst dann nach dem Tode des Alten König werden. Nun leb' wohl, jetzt hast du mich nicht mehr nöthig; ich verlaß jetzt dich und die Welt. Meine Schuld, glaube ich, hab' ich dir bezahlt. Leb wohl und sei glücklich. Darnach ist er verschwunden. Peter setzt sich in seinen Wagen und ist sehr traurig über den Abschied von seinem Kameraden, fährt dann zurück nach dem königlichen Palast. Hier befolgt Peter alles getreulich, was ihm sein Gefährte gesagt hat, es kommt auch alles so, er wird so glücklich mit seiner Frau, wie ein König und später, da ist er auch König geworden und hat sein Land gut regiert bis an sein seliges Ende.

Die Kegelbahn in der Kirche.

Hier in einem Harzdorfe hat eine Kirche gestanden, die ist verwünscht gewesen und haben schon viele versucht, sie zu erlösen; jeder aber, der den Versuch gemacht hat, hat auch einen Klapphandschuh davongetragen; der eine hat einen Arm eingebüßt, der andere ist taub herausgekommen, weil er eine Maulschelle gekriegt hat, wie sie selten gegeben wird, der dritte hat einen lahmen Fittich davon mit nach Haus genommen, kurz jeder hat sein Fett gekriegt; aber geglückt hat es noch keinem. Da kommt einmal ein Müllersbursch in's Wirtshaus dahin und

bleibt da. Des Abends kommen mehrere aus dem Dorfe dahin und sprechen davon, daß gestern Nacht wieder einer fast den Tod daran gelitten hätte. Er läge jetzt noch ganz besinnungslos, und die Kirche wäre auch diesmal nicht erlöst. Darf denn da ein jeder hin und die Kirche erlösen, fragt der Müllersbursch. Ja wohl, wer will, kann's versuchen und sehen, wie er den Rest kriegt. Er muß sich aber erst beim Cantor hier melden, daß der die Kirche auf- und zuschließt. I, sagt der Müller, so will ich's doch auch einmal versuchen, ob ich sie erlösen kann. Wo wohnt denn der Cantor? Einer von der Gesellschaft bringt ihn hin und der Müller sagt dem Cantor Bescheid. Der Cantor aber hat sein dickes Bedenken und sagt, es wär' aber sehr gefährlich, der Müller möchte sich erst noch einmal bedenken, was er thäte. Ach was, antwortet der, ich fürchte mich vor dem Teufel nicht, und in der Kirche bin ich ja ohnedem vor dem sicher; denn eine Kirche ist dem Teufel sein Lieblingsort gerade nicht und wer anders soll mir nichts anhaben. Ich habe derbe Fäuste und ein paar stramme Arme, in denen allenfalls eiserne Brechstangen statt der Knochen sitzen; damit nehm ich's mit jedem auf. Um zehn komm ich und damit gut. Er geht wieder nach dem Wirtshaus, spielt noch bis halb zehn Solo und gewinnt noch ein paar hübsche Groschen. Wie's zehn schlägt, wirft er aber die Karten und macht sich zurecht. Er läßt sich erst einen kleinen Kochtopf, dann Wasser und etwas Mehl geben und sagt, er mache sich alle Nacht um zwölf einen Mehlbrei, der bekomme ihm recht gut und davon ließe er auch nicht, auch nicht bei der Gelegenheit. Dann geht er nach dem Cantor, läßt

sich da ein Wachslicht geben; der Cantor schließt auf, der Müller geht hinein und wird wieder zugemacht. Er steckt sein Licht an, geht in den Beichtstuhl, darin ist auch ein Ofen gewesen, er macht sich Feuer im Kamin an, denn er hat auch Holz und Feuerzeug mitgebracht und setzt sein Wasser auf, daß es unterdeß kocht, dann steckt er sich eine Pfeife an und setzt sich auf den Stuhl des Pastors und raucht so ganz gemüthlich, als wenn er in seiner Mühle sitzt. Da schlägts elf, und er hört in der Kirche ein geheimes Dustern und Lausen. Er macht deshalb die Beichtstuhlthür auf und sieht ein Licht unten im breiten Gange und oben auch eins. I, denkt er, mußt doch sehen, was es da giebt, geht deshalb heraus und vor den Altar. Da sind denn eine ganze Menge Leute, alle in Sterbekitteln, wie sie in der Regel in den Sarg gelegt werden, die stehen da alle, haben weiße Mützen auf, Strümpfe und den Sterbekittel an und sehen aus, als hätten sie schon lange im Grabe gelegen, grützgrau, fahl und leichenhaft, haben so glasige Augen, abgemagerte Todtenhände, dabei glotzen sie ihn alle an, als wenn sie ihm zu Leibe wollten. Kurz, es ist gerade keine Kleinigkeit gewesen, das anzusehen und dabei zu sein. Wie er sie und sie ihn aber so ansehen, so kommt unten aus dem (Grabe) Gewölbe ein Knochengerippe und hat einen Arm voll Beinknochen von Menschen und dann einen Todtenkopf, das alles schmeißt der Knochenmann unten im breiten Gange hin und setzt die Knochen wie Kegel auf und zuletzt wirft er den Todtenkopf herunter nach den andern, die vor dem Altar stehen. Die fangen nun an zu kegeln, der Knochenmann setzt auf. Wie sie nun

alle durch sind und haben ihre Würfe gethan, so frägt der Müller, ob er auch ein bischen mit kegeln dürfte; er kegele gern, das mache ihm Spaß; sie könnten auch nicht ordentlich werfen. Sie sollten mal sehen wie bei ihm die Kegel fielen. Damit nimmt er den Todtenkopf, ohne auf ihre Antwort zu warten und wirft zu. Gleich liegen alle neun. Die anderen sehen sich an, keiner spricht ein Wort. Er spricht, ob sie wohl sähen, daß er's könnte und so kegelt er mit; die anderen lassen es auch zu und er wirft ganz knubsch; da schlägts zwölf, er weiß gar nicht, wo die Stunde geblieben ist, und da ist mit einemmal alles weg und alles finster. Da ruft er, wo seid ihr denn, das ist aber keine Ordnung, daß ihr weglauft und bezahlt mich nicht. Ihr seid Betrüger. Das hätte ich sollen wissen. Einer hätte gewiß die Butter bezahlen sollen. Darnach muß er sich nach dem Beichtstuhl hinfuscheln, da brennt sein Licht, das Wasser kocht, er macht seinen Brei und ärgert sich noch über den Betrug; dann ißt er seinen Brei und legt sich hin und schläft, bis der Tag sperrweit zum Fenster herein scheint. Dann kommt der Cantor, schließt die Kirche auf und wundert sich nicht wenig, wie der Müller frisch und wohlgemuth zu ihm her kommt. Na, lebt ihr denn noch? fragt der Cantor. Freilich, sagt der Müller. Betrüger giebt's aber hier auch, schändliche Betrüger, die mich um meinen Kegelprofit beschuppt haben, und erzählt, wie's ihm ergangen ist. Der Tag geht hin und er macht sich des Abends so gegen zehn wieder in die Kirche. Alles geht so wie den Abend vorher. Nur wie er den Todtenkopf hinnimmt, spricht er, diesmal müßten sie aber rechtlich

bezahlen, wenn sie verlören und sich nicht, wie die Katze vom Taubenschlage wegmachen, sonst setze es Kopfstücke. Die Kegelgesellschaft aber antwortet kein Wort und so wird fortgekegelt. Ehe er sich um und auf sieht, schlägts wieder zwölf und alle sind wieder fort, die Kirche ist wieder finster und er steht vor dem Altar, als wie ein Hans Narre, der abermals angeschossen ist. Voll Grimm und Ärger krappelt er sich wieder nach dem Beichtstuhle, macht sich seinen Mehlbrei zurecht, ißt den, legt sich auf die Bank und schläft die ganze Nacht und Niemand stört ihn, bis am Morgen der Cantor wieder kommt und aufschließt. Als er zu ihm kommt so ganz als wär ihm nichts passirt, sagt der: Na, ihr könnt von Glück sagen. Euch ist ja gar nichts darum. Ach, dummes Zeug, sagt der Müller, ich ärgere mich nur, daß mich die Spitzbuben wiedet um die Kegelgroschen betrogen haben; die nächste Nacht soll's ihnen aber nicht glücken. Ich hab mir schon was ausgesonnen, das soll mir wohl zu meinem Gelde helfen und die Kirche erlösen. Hört, Herr Cantor, wenn diese Nacht die Betglocke schlägt um zwölf, dann kommt nur, dann ist's fertig, dann habe ich meinen Willen und damit geht er fort. Am Tage besucht er die umliegenden Mühlen und holt sich seinen Zehrpfennig, des Abends ist er aber wieder im Dorfe und geht um zehn nach der Kirche. Der Cantor schließt zu und sagt, er wolle bis um zwölf munter bleiben. Der Müller solle für eine gute Belohnung nicht sorgen, wenn er die Kirche erlöset hätte, so daß wieder Kirche darin gehalten und die Glocken geläutet werden könnten, die bis dahin keinen Ton von sich gegeben hätten. — Daran solle er es gerade

hören, antwortet der Müller, sein erstes wäre, die große Glocke anschlagen zu lassen. Damit geht der Cantor fort. Diesmal geht's auch wieder, wie die vorigen Abende. Nur fehlt dem einen von der Gesellschaft ein Arm, dem andern ein Bein, so geht's neunen. Einer ist dabei, der hat keinen Kopf. Halt, denkt der Müller, der hat seinen Kopf zur Kegelkugel hergegeben und die anderen der eine ein Bein, der andere einen Arm. Damit sollst du sie anführen. Wie es so gegen zwölf hinkommt und es ist an ihm zu werfen, daß er eben den Todtenkopf hingenommen und in der Hand hat, da sagt er: Nun haltet erst einmal. Zweimal habt ihr mich um mein gewonnenes Geld betrogen. Heute kommt's anders. Ich schmeiße nun nicht eher, bis ihr erst das von gestern und vorgestern bezahlt und auch das von heute, denn ihr seht, ich hab' wieder eine schöne Zahl gut. Wollen sie wohl oder übel, es holt einer einen Geldbeutel unterm Altar vor und zählt ihm eine Menge blanker Thaler hin, so daß der Müller denkt: nun bist du deinem Schaden beigekommen. Als er das Geld beigesteckt hat, spricht er: Wir sind aber noch nicht fertig. Jetzt müßt ihr auch die Kirche erst erlösen, daß wieder darin gepredigt werden kann, sonst gebe ich den Todtenkopf nicht her, und das erklärt einer von euch dort am Altar, daß ich es und die anderen hören. Sie kratzen sich hinter den Ohren, er aber spricht trotzig, na wird's bald, es ist gleich um zwölf. Es geht also einer an den Altar und spricht mit einer hohlen Geisterstimme: Wir geben die Kirche der Gemeinde zurück, nachdem wir durch den muthigen Müller dazu gezwungen sind. Amen. Da giebt der Müller dem, dem der Kopf

gefehlt hat, den Todtenkopf hin, der setzt ihn auf und da schlägt's zwölf. Alles ist verschwunden und der Müller steht wieder im Finstern. Nun geht er wieder in den Beichtstuhl, ißt erst seine Mehlsuppe und sucht nun den Glockenstrick im Thurm. Dann fängt er an zu läuten. Da kommt der Cantor, schließt auf und läßt ihn heraus. Auch noch viele andere Leute sind durch das lange nicht gehörte Läuten aufgewacht und nach der Kirche gelaufen und haben gleich erfahren was geschehen. Das ganze Dorf freut sich, daß es seine Kirche wieder hat, und die Leute haben ihm ein großes Geschenk zusammen gemacht. Durch das Geld, was er in dem Dorfe und bei dem Kegeln gekriegt hat, ist er ein reicher Mann geworden und hat sich nachher die Mühle vor dem Dorfe gekauft, die eben zu verkaufen gewesen ist. Ein jeder aber hat nachher heillosen Respect vor dem Müllermeister gehabt.

Der Förstersohn.

Ein Förster wohnte ganz abgelegen im Walde hier am Harz. Er hatte nicht lange erst geheirathet und beiden, seiner Frau und ihm gefiel es ganz hübsch in der Einsamkeit. Da bekam seine Frau einen kleinen Sohn, der sollte getauft werden, es fehlten aber die Pathen. Lange hatte sich Vater und Mutter damit herumgetragen, wer das Kind wohl über die Taufe heben sollte, sie hatten aber noch immer vergebens davon geredet und immer war noch kein Pathe gefunden. Einst gieng der Förster auf die Jagd und wie er so allein im Tannenwald dahin gieng, kam er wieder mit seinen Gedanken

auf dies Capitel und bat den lieben Gott, er möge ihm aus der Verlegenheit helfen. Kaum hatte er aber dies gethan, so kam ein baumlanger Mann auf dem Waldwege dahergegangen, das war ein Riese, grüßte den Förster und sagte: lieber Förster, ihr habt jetzt ein absonderliches Gebet zu Gott gethan. Ich weiß, was ihr wollt, ich biete mich zum Pathen eures Söhnleins an. Seid ihr's zufrieden, so komm ich nächsten Sonntag in die Kirche, dann kann die Taufe vor sich gehen. Der Förster stutzte erst, doch freute er sich auch gleich über das Wort und sagte, ja. Der Riese wünschte ihm glückliche Jagd und verschwand. Den Tag hatte der Waidmann ganz unvernünftiges Glück. Drei Hirsche und dazu die allergrößten mit den stärksten Geweihen fanden ihren Tod durch ihn und lagen auf der Stelle, wo sie getroffen waren. Das war eine Freude, als der Förster des Nachmittags nach Haus kam und der Jägerbursch mit dem Pferd fort mußte und ein Thier nach dem andern nach Haus brachte, eins immer schwerer wie das andere. Der Förster hatte genug zu thun, die Hirsche zu zerwirken. Des Abends spät war er erst mit der Arbeit fertig. Dazu kam noch die frohe Aussicht, daß auf nächsten Sonntag der Kleine getauft werden sollte und daß der Pathe so leicht gefunden und gewiß nichts gewöhnliches war. Der Sonntag kam. Die Hebamme mit dem Förster und dessen Frau machten sich recht blank, der Vater zog sein bestes Jägerhabit an und die Frau Försterin hatte ihre schönste goldene Mütze auf und einen grünseidenen Rock mit einer Kontusch an von eben demselben Zeug. So giengs zur Kirche. Als sie ankamen, zogen eben die

Leute aus der Kirche heraus ganze Schaaren, denn dazumal gieng man recht fleißig zur Kirche und war gottesfürchtiger, als jetzt. Als nun die Drei hineinkamen in das Gotteshaus, stand schon der Riese an einen Pfeiler gelehnt und wartete. Der Förster ging auf ihn zu und führte den Pathen zur Mutter und sagte, dieser Herr will unser Kind aus der Taufe heben. Die Frau Försterin machte einen tiefen Knix und dankte im Voraus für die große Wohlthat, die der Riese ihrem Kinde und ihnen erweisen wollte. Der Pathe aber antwortete, sie und er würden noch einmal große Freude an ihrem Kinde haben, denn der Knabe würde noch einmal was Rechts werden, was aber, das würden sie später noch gewahr werden. Sie traten nun vor den Altar. Der Prediger hält eine recht schöne Taufrede, das Kind wird getauft und darnach gehen sie miteinander aus der Kirche; der Pathe steckt dem Täufling etwas in's Wickelband, sagt dann Adieu und geht. Wohin, das hat Niemand erfahren, auch hat ihn der Förster nie wiedergesehen. Gut. Das Kind wächst zusehends und wird ein prächtiger Junge. Kaum hat er das zehnte Jahr erreicht, da bittet er den Vater, ihn mit zur Jagd zu nehmen, denn schießen hat er schon gekonnt, wie ein Alter. Der Vogel in der Luft ist reif gewesen, wenn der Junge nach ihm gezielt und geschossen hat. Natürlich nimmt ihn der Vater auch mit, giebt ihm das leichteste Gewehr, was er gehabt hat, und der Sohn erlegt gleich, als sie sich angestellt haben, einen recht feisten Rehbock. Der Vater muß aber leer nach Haus. So geht es jedesmal, wenn der Junge mit seinem Vater auf die Jagd geht, so daß er ihn endlich gar nicht mehr

mitnehmen will; denn das grollt, wenn der Junge immer etwas schießt, und der Alte noch nicht einmal ein Stück zu sehen kriegt. So wird der Sohn vierzehn Jahre, geht zur Confirmation und kommt bei einem andern Förster als Jäger in die Lehre. Nach einem Jahr hat er schon ausgelernt und kommt bei einem Grafen als Jäger in Dienst. Es dauert gar nicht lange, so ist er als der beste und geschickteste Jäger weit und breit berühmt und keine Jagd ward im Harz gehalten, bei der er nicht ist. Einst sagt er zu seinem Herrn, er wolle einmal eine recht weite Tour machen und in ein paar Tagen nicht zurückkommen; denn die Hirsche in der Gegend wären alle zu klein, er wolle sich einmal einen recht starken suchen. Weit weg sollten ganz mächtige Hirsche gehen. Der Graf hat nichts dabei und so geht der Jäger mit seinem Gewehr auf der Schulter fort. Die erste Nacht hat er sich unter einer dicken Tanne ein Bett zurecht gemacht und liegt hingestreckt auf weichem Mooslager und schläft. Des Nachts, es ist so ungefähr Mitternacht gewesen, und der Mond hat über Berg und Thal geschienen, da wird er geweckt und sieh, ein baumlanger Kerl steht vor ihm und spricht, es zieme sich nicht für einen Jäger, wenn der bei so heller Mondnacht läge und schliefe, er solle aufstehen und mit ihm weiterecken. Das ist Wasser auf seine Mühle gewesen. Gleich ist der Jäger auf und nun gehts leise fort. Kaum sind sie aber eine viertel Stunde gegangen, so hören sie ein wildes Schwein grunzen und nicht lange darnach sehen sie einen ungeheuren Eber aus der Hecke kommen. Der Jäger zielt und drückt, das Thier thut noch einen Satz und ver-

endet. Nun geht's gleich hin und da liegt das größte Schwein, was je angeschossen ist. Da sagt der Riese zum Jäger: Du hast deine Sache gut gemacht. Dieser Eber ist ein böser Zauberer gewesen, der sich des Nachts in allerlei Gethier verwandelt hat. Diesmal ist es ein Eber gewesen, du bist dazu ausersehen, ihn zu fällen und seinen Zauber ferner zu brechen. Komm mit und sei stark und muthig, ich stehe dir bei bei der verzweifelten Geschichte. Du hast noch ein saures Stück Arbeit vor dir, es hängt aber dein Glück und dein Leben davon ab. Siehst du dort jenes große Haus, das ist ein Schloß, das er verwünscht hat, darin liegt ein König verwünscht, und dieser Wald ist eine ganze verzauberte Stadt, die du erlösen mußt. Es gelingt dir aber, wenn du mir folgst, ich stehe dir bei. Du darfst darin essen, aber nicht trinken, du darfst das nicht thun, was man dir sagt, aber selbst das Gegentheil immer vollbringen; in den ersten drei Nächten nicht schlafen, wohl aber bei Tage ruhen. So kommen sie vor das Haus. Alles ist zu, Thür und Fenster wie festgemauert. Der Riese schlägt die Thür auf und winkt dem Jäger hineinzugehen; der thut's. Er ist aber kaum über die Schwelle, so schlägt die Thür wieder zu, und er ist darin in der Finsterniß. Er tastet umher und findet am Ende eine Thür, die ist aber zu und geht nicht auf, dann noch eine, die auch nicht aufgeht, dann kommt er an eine Treppe, die geht er hinauf und tritt in einen Saal, der strahlt von lauter Lichtern und Gold und Silber. Auch stehen da große Kästen, die sind offen und über und über gefüllt mit Goldstücken und Edelsteinen, blitterblank. Ha denkt er, das ist nicht übel, davon

sollst du dir genug nehmen und sehen, wie du wieder herauskommst, dann kann das Schloß erlösen, wer will. Er stopft sich seine Jagdtasche und seine Taschen voll und will nun wieder fort, geht aus einem Zimmer in das andere, von welchen eins immer schöner als das andere ist und kommt am Ende in einen großen Thronsaal; da steht ein Sarg und darin liegt eine Leiche auf dem Paradebett, eine weiße Gestalt. Der Jäger erschrickt erst darüber, dann aber tritt er näher dabei hin und besieht sie von oben bis unten. Als er so dasteht, richtet sich die Gestalt im Sarge auf und frägt: was er hier will, was er hier macht. Er antwortet: Er wolle das Gold, was er da im Holster hätte, hinaustragen; die Thüren wären aber alle zu. Da spricht die weiße Gestalt: So ist's recht, so will ich's haben; Du kommst so nicht weg. Darauf legt sie sich wieder zurück und ist todt. In dem Augenblick aber kommt eine ganze Menge Zwerge, die tragen was zu essen auf, den Tisch ganz voll und setzen den schönsten Wein dabei; sagen dann: Komm, guter Freund, und iß und trink. Das Essen ist fett, der Wein ist gesund; pflege dich. Auch setzen sie sich mit hin und essen und trinken. Dem Jäger schenken sie auch das Glas voll; er aber sagt, er möchte keinen Wein, er könne ihn nicht vertragen. Überhaupt tränke er gar nicht. Gegessen hat er aber tüchtig; es hat ihm geschmeckt und er ist ungeheuer hungrig gewesen. Sie nöthigen ihn zum Trinken immerfort, er thut ihnen aber den Willen nicht. Als er nun satt ist, und noch immer nicht getrunken hat, da ist's mit einemmal aus, der lange Tisch mit den Speisen und Weinen und die Lichter, und die

ganze kleine Gesellschaft ist weg; da sitzt der Jäger im Finstern, daß ihm Zeit und Weile lang wird. Alles ist todtenstill; er aber bleibt munter bis das Morgenroth heraufkommt und freundlich durch die großen Spiegelfenster des Hauses scheint. Ein Jeder freut sich, wenn die Sonne recht rein und schön aufgeht. Unser Jäger freut sich aber um so mehr darüber, daß die erste Nacht ihm ohne Schaden abgelaufen ist. Er denkt noch mit Freude darüber nach, da richtet sich die weiße Gestalt wieder auf und sagt: Es ist dein Glück, daß du nicht eingeschlafen bist. Mach's künftig wieder so; und überhaupt so lange, bis du den Zauber gelöst hast. Jetzt kannst du ohne Nachtheil schlafen, darauf sinkt sie wieder auf ihr Todtenlager zurück. Er sieht sich ein recht schönes, weiches, seidenes Sopha aus, legt sich darauf und schläft ein. Gegen Nachmittag wachte er neugestärkt wieder auf. Der Tisch war gedeckt und mit den schönsten Speisen gespickt. Unser Jäger ließ sich nicht lange nöthigen und langte frisch zu. Alles war still und todt um ihn her. Da er nun nichts zu thun hatte, so gieng er das Haus durch und kam endlich auch in die Küche; hier sah er mehrere Wachskerzen stehen; diese nahm er, und trug sie hin auf sein Zimmer und setzte sie auf den Tisch, damit, wenn es dunkelte, daß er sie anstecken könne und nicht wieder im Finstern zu sitzen brauche. Beim Abendbrot kamen die Zwerge allesammt wieder, waren fröhlich und lustig, tranken tapfer und wollten ihn auch dazu haben. Er that ihnen aber wieder den Willen nicht. Da es nichts half, so waren sie mit einemmale wieder fort und Keiner wußte, wo sie geblieben waren. Er

aber machte sich Licht an und war guter Dinge. Da schlug's elf. Auf der Treppe draußen wurde Gepolter und da brachte man mehrere Hackeklötze herein, auch kam so ein kleiner Kerl, hatte eine weiße Schürze vor und ein langes Messer in der Hand und kam auf den Jäger los, die andern kamen auch und sagten: Jetzt wollten sie ihn schlachten. Oho! spricht unser Herr Jäger, Menschen schlachtet man nicht, aber Schweine. Wenn sie schlachten wollten, so wolle er ihnen sagen, unten hätte er Schweine heute Nachmittag grunzen hören, die sollten sie holen und schlachten. Er wolle tüchtig mit helfen Wurst machen, das wäre sein Plaisir. Er nimmt das Licht und sagt, sie möchten mitkommen. Stechen müßten sie die Schweine unten. Wurst machen könnten sie oben, da sie Klötze einmal oben hätten. Sie folgen ihm auch, die Hinterthür ist offen, sie gehen hin nach dem Schweinestall, holen da ein recht fettes Thier heraus, das kaum gehen kann. Anf der Diele unten wird's abgethan und dann hinauf gebracht. Es wird alles zerschnitten und auf die Klötze gebracht und gehackt. Der Jäger ist immer frisch dazwischen und giebt dem dies, dem andern das dabei zu thun. Das ist ein Leben und Gehack gewesen, daß das ganze Haus davon dröhnt. Dann wird die Wurst in die Därme gemacht und eben, als die letzte Wurst fertig gebunden ist und in einer großen Schlachtmulde liegt, die der Jäger eben in der Hand hat und forttragen will, schlägt's zwölf und sieh, alle Klötze, alle Schlächter und Gehülfen sind wieder fort, und der Jäger steht da mit seiner Mulde in der Hand im Finstern. Ganz ruhig setzt er seine Mulde auf die

Erde, macht sich Licht an, sieht um sich herum und bedauert, daß er allein den übrigen Theil der Nacht so zubringen muß. Was will er machen, es ist nun einmal so; er kann's nicht ändern. Bei der Langeweile, die er hat, probirt er die frisch gemachte Wurst und sie schmeckt ganz capital. Als er sie probirt, richtet sich die weiße Gestalt wieder auf und sagt: er möchte sie doch auch einmal kosten lassen. O, sagt er, wer todt ist, braucht nichts zu essen. Da thut sie einen tiefen Seufzer, legt sich zurück und ist wieder todt. Obgleich er sich schon an die Gegenwart der Leiche gewöhnt hat, so überläuft's ihn aber doch eisig kalt und bald reut es ihn, daß er ihren Wunsch nicht erfüllt und ihr nicht ein wenig frische Wurst gegeben hat. Doch denkt er, du durftest das ja nicht thun, sonst konntest du sie nicht erlösen. Die Nacht geht so wieder hin, ohne daß noch etwas passirt. Als es wieder hell ist, legt er sich wieder zur Ruh und schläft ungestört bis zum Mittag. Er steht dann auf, ißt sich wieder satt und durchwandert das Haus. Ach, allenthalben ist alles eine Pracht, so schöne Möbeln und Geräthe stehen da auf den feinsten Tischen, die Wände sind mit goldnen Tapeten beklebt und Spiegel hängen daran, die bis auf die Erde reichen. Mit dem Sehen vertreibt er sich die Zeit bis zum Abendessen. Heraus hat er aber nicht gekonnt. Des Abends findet er wieder seinen Tisch gedeckt, er sättigt sich wieder und holt wieder einige Wachskerzen aus der Küche herauf. Als es Abends elf Uhr ist, wird's wieder draußen lebendig, und nun kommt die Gesellschaft der kleinen Kerle herein, die bei Tisch diesmal gefehlt hat. Jetzt sehen sie aber alle so

ärgerlich und ernst aus, daß dem Jäger ordentlich anfängt zu grauen. Nun treten sie alle um ihn herum und sagen, sie wollten ihm diesmal die Haare vom Kopfe sengen. Er solle aber ja stille halten, sonst koste es ihm das Leben. Das thut doch, antwortet er. Wartet, ich will euch einmal die Haare vom Kopfe sengen, wie euch das gefällt. Glaubt nicht, daß ich mir von euch etwas gefallen lasse. Da wollen sie mit Gewalt an ihn. Er aber nimmt sein Licht und steckt dem ersten besten und dann dem zweiten und dritten die Haare auf dem Kopfe an, daß sie schreiend und winselnd davon laufen. Einer davon stürzt sich verzweifelnd, brennend auf die Leiche, die Todtentücher fangen Feuer, das greift mit Blitzesschnelle um sich, die Todte richtet sich auf und kommt brennend, mit feurigen Krallen auf den Jäger zu; dieser, vom Feuer getrieben, flüchtet selbst an's Fenster und will in der Angst hinausspringen. Da faßt ihn das Gespenst hinten am Kleid. Er aber zieht seinen Hirschfänger und haut verzweifelt um sich, alles was ihm zu nahe kommt, muß stürzen. So haut er dem Gespenst und auch vielen anderen, die ihn fassen wollen, die Hände ab und kommt nun glücklich an's Fenster. Das thut sich auf und sieh, davor steht der Riese, des Jägers Freund und Pathe und sagt: hast's gut gemacht, faßt zu und reißt ihn aus dem brennenden Hause heraus. Sieh, sagt er, dies alles konnte nur durch Feuer und Schwert erlöst werden, das ist dir so weit gelungen. Dabei streicht er ihm das Feuer am Leibe aus; denn der Jäger hat auch schon über und über gebrannt, und trägt ihn fort. Die letzten Worte hat der Jäger noch gehört, dann ist er aber in

Ohnmacht gefallen und hat nicht gewußt, was weiter mit ihm geschehen ist, nur hat er noch mit knappem Bewußtsein das Haus auch in Flammen stehen sehen, das ist das Letzte gewesen. — Als der Jäger wieder erwacht, liegt er in einem schönen seidenen Bette, die Diener und Ärzte stehen an seinem Lager und verbinden seine Brandwunden, alle sind so besorgt um ihn; es ist ein Rennen und Laufen im Hause und auf der Straße, daß er gar nicht weiß, 'wie ihm widerfährt. Endlich frägt er: Wo er denn wäre, was mit ihm geschähe. Da heißt's denn: Wie sich Se. Majestät befände. O, sagt er, sie möchten doch keine Komödie mit ihm spielen, er wäre ja der gräfliche Jäger von da und da; wie sie ihn Majestät nennen könnten. Die Leute wollen sich aber nicht irre machen lassen und sagen, er wäre ihr lieber guter König, die Stadt und alle Hofbeamten freuten sich, daß er bei dem Brande nicht umgekommen wäre. Der Haushofmeister habe ihn ja gerettet, sonst wäre er mit verbrannt. Sein Militair juble und freue sich, daß er wieder zu sich gekommen wäre. Er möge an's Fenster treten, damit ihn das treue Volk einmal wieder sähe. Dann wäre Freude über Freude. Das thut er denn auch. Als er an's Fenster kommt, und das Volk sieht ihn, da schreit Alles aus vollen Kehlen: Vivat hoch! Das Militair vor dem Schlosse steht in Parade. Kurz und gut, der Jäger ist König geworden und auch geblieben. Hat darauf seine Eltern zu sich kommen lassen, die haben's auch bei ihm gut gehabt. Und der Riese, sein Pathe, kommt noch einmal zu ihm, als er in einem hohen und glücklichen Alter stirbt und spricht: Habe ich nicht Recht

gehabt, als ich sagte: Aus Dir würde noch einmal was Rechts werden?

Die goldene Rose.

Ein Förster hatte drei Töchter, die jüngste davon war die hübscheste und die beste, eine brave Seele. Deshalb hatte sie aber auch Vater und Mutter lieber, wie die andern; die zweite war ein pockennarbigtes und hämisches Mädchen; die älteste, nun das gieng, man konnte sie nicht schön und auch nicht gut nennen. Kurz, das jüngste hatte der Vater am liebsten, und fragte dasselbe, als er einst auf die Jagd gieng, was er ihm mitbringen solle. Das Mädchen legte sein Köpfchen an des Vaters Schulter und sagte so recht schmeichlich: Bring mir eine goldene Rose mit. Das wird schwerlich gehen, sagte der Vater; denn goldene Rosen sind selten. Ich will's aber versuchen. Nun geht er fort und denkt immer an die Rose, die er seiner Tochter mitbringen soll; sieht sich auch um darnach; findet aber kaum einen Hanebuttenstrauch, der Klatschrosen hat, aber noch nicht einmal eine gewöhnliche, viel weniger eine goldene Rose. Die Jagd hat er ganz vergessen; so will er schon umwenden, weil ihm alles vergeblich dünkt. Da denkt er wieder an sein Töchterlein, daß das deshalb vielleicht traurig werden könnte und wendet wieder um; er will nochmals sein Heil versuchen und schlägt sich seitwärts in den Wald hinein, wo er Jahre lang nicht gewesen ist. Zu seiner Verwunderung kommt er an ein Schloß, das er noch gar nicht gesehen hat. I, denkt er, das mußt du dir näher

ansehen. Er geht hinein, kein Mensch ist drin, dagegen findet er schöne Zimmer mit herrlichen Sachen, Tischen, Stühlen, Sopha's, großen Spiegeln und dgl. Auch kommt er in einen Speisesaal, da steht ein großer Tisch mit den köstlichsten Gerichten. Die Braten dampfen, so daß es unser Förster nicht verschmäht, er setzt sich und läßt es sich wohl schmecken, wenn ihn auch keiner dazu nöthigt; denn es ist niemand da gewesen. Der Wein ist feurig, und er schenkt flott ein. Nach einer Stunde, da ist der Wein sein Meister geworden, er muß sich hinlegen, so schwer ist ihm der Kopf. Er sucht sich ein Bett aus, legt sich gespornt und gestiefelt hinein und schläft, daß ein Auge das andre nicht sieht. Am folgenden Morgen wacht er erst wieder auf, als die Sonne über Berg und Thal scheint. Das heiß ich geschlafen, sagt der Förster; steht auf und tritt an's Fenster, um zu sehen, wo er ist und wie es außerhalb aussieht. Dabei wird er im Garten, in den er gerade hinein sehen kann, einen Rosenstock gewahr, der über und über voll goldener Rosen hängt. Den sehen, hinuntergehen und die beste davon abschneiden, ist das Werk von einigen Minuten. Kaum hat er aber die wunderbar schöne Blume in der Hand, so steht ein rauhes Ding vor ihm, sieht aus, wie der glünige Teufel und spricht: Entweder du mußt sterben, der du die Rose gepflückt hast, oder du versprichst mir die, welche die Rose haben soll. Wer will nun aber gern sterben? Er verspricht also dem Teufel seine Tochter. Nun macht sich der Förster auf und geht nach Haus. Unterwegs kommt er erst recht zur Besinnung darüber, was er gemacht und gelobt hat. Vor tiefem Kummer fängt er zu

weinen an und tritt, ohne daß er weiß, wie sehr er sich gemuthpreßt hat, in die Stube seiner Tochter und giebt ihr die Rose. Voll Freude dankt ihm die Tochter, voll Traurigkeit frägt sie, warum er geweint hat. Da sagt er's. Die Tochter aber spricht: Er solle nur nicht bange sein, sie wolle es machen. Sie wüßte ein gutes Mittel, das helfe gegen Tod und Teufel, das angewandt, würde sie auch von dem rauhen Dinge befreien. Darauf steckt sie sich die Rose vor die Brust, geht fort, singt und trallert und zeigt den andern die Wunderblume. Am andern Tage kommt eine Kutsche mit vier Schimmeln vor das Försterhaus. Heraus steigt ein kleines Männchen und bittet die jüngste Förstertochter, mit einzusteigen. Ihr Vater hätte ihr ja wohl Bescheid gesagt. Ja, sagt sie, nur müsse sie sich erst anziehen. Das thut sie. Das beste Kleid, was sie hat, zieht sie über, und steckt die goldne Rose vor die Brust, nimmt dann von dem Vater, der Mutter und den Schwestern Abschied und steigt in den Wagen, der auch ganz mit Rauhwerk ausgeschlagen ist. Der Kutscher schlägt die Pferde an und fort geht's im sausenden Galopp. Nach langem Fahren hält die Kutsche, und das Männchen steigt mit der Förstertochter aus und führt sie in ein großes schönes Schloß, dann in eine Stube, die so schön eingerichtet gewesen ist, daß eine Königin darin hätte wohnen können. Dann sagt das Männchen: Jetzt verlaß ich dich. Was man dir befiehlt, das thue ja, wenn dir dein Leben lieb ist; ich werde dir beistehen. Kaum wird es Nacht, so kommt ein rauhes, ungestaltetes Ding in die Stube, tritt vor die Förstertochter und zapft ihr drei Tropfen Blut ab

und spricht: Hier bring ich dir Garn, davon mußt du bis morgen früh zwölf Paar Strümpfe gestrickt haben. Hörst du? Vor Schrecken spricht das Mädchen, ja. Darauf ist der Unhold verschwunden. Als sich das arme Mädchen von seinem Schrecken erholt hat, macht es sich gleich an die Arbeit. Es wird um acht, um neun, um zehn, da hat es erst einen Strumpf fertig, und das ist rasch gegangen. Lieber Gott, denkt's, nun erst einen Strumpf fertig und bis morgen früh noch dreiundzwanzig — das ist rein unmöglich. Doch du sollst's nicht an dir fehlen lassen. Gott wird dir beistehen; der verläßt dich nicht, das ist dein einziger Schutz. Kaum hat's das gedacht, so tritt das kleine Männlein zu ihm ein, ganz in Weiß gekleidet und spricht: Komm, gutes Kind, ich steh dir bei. Dann setzen sich beide hin und fangen an zu stricken, daß die Sticken klappern, als wenn's die beste Musik wäre. In Zeit von einer Stunde liegen alle zwölf Paar Strümpfe fix und fertig zusammengebunden da und dem geängstigten Mädchen ist es, als wäre ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen. Im Stillen dankt es Gott und laut sagt es dem kleinen Männchen seinen Dank und bittet dasselbe, ihm doch immer so beizustehen und ihm Rath und That zu geben. Das verspricht denn auch der Kleine und sagt zuletzt: Nun kannst du dich doch hinlegen und noch ein gut Theil schlafen. Morgen früh solle es aber hinabgehen in den Garten und vor den Rosenstock hintreten und sprechen: „Ich soll dich erlösen, und du sollst mich erlösen." Dann würde aus dem Rosenstock heraus ein häßliches Katzengesicht schauen, das solle es küssen, sich aber ja nicht

fürchten, oder bange sein. Das Mädchen sagt, ja, das wolle es gerne thun, wenn es nur mit dem Leben davon käme. Darauf sagt der kleine Mann, das hätte nichts zu sagen; es müsse ihm nur folgen. Nun sagt das Männlein gute Nacht und ist verschwunden; das Mädchen legt sich in's seidne Bett, was da steht, und schläft darin ruhig und ungestört bis zum andern Morgen. Dann steht es auf, zieht sich an und geht hinab in den Garten. Da steht der Rosenstrauch mit den prächtigsten goldnen Rosen. Ohne Angst und Furcht pflückt sich die Förstertochter die beste Rose ab und spricht: Ich soll dich erlösen und du sollst mich erlösen. In dem Augenblick glotzt sie aber ein glubsches Katzengesicht an; die Erschrockene tritt aber näher und küßt das Katzengesicht. Da ist es verschwunden, und ihre gepflückte Rose sitzt wieder an ihrer Stelle. Der Tag geht wieder so hin, der Abend kommt heran, und das arme Mädchen wartet, was ihm heute Abend aufgehoben sei. Kaum hat es sieben Uhr geschlagen, so tritt das häßliche Ding wieder zur Thür herein und bringt ihm zwölf Bettüberzüge, die müßten bis morgen früh fertig genäht sein; dann ist es verschwunden. Das arme Mädchen quält daran und hat bis zur Mitternacht erst einen Überzug fertig. Da kommt aber das kleine Männchen wieder und im Um- und Aufsehen sind die Bettüberzüge fertig. Dann sagt das Männchen: Jetzt leg' dich zur Ruhe, morgen früh geh in den Garten, pflück' dir wieder eine Rose und sage dabei: Heum, Heum, Heum, komm und laß dich frein, und was aus dem Rosenstock heraus kommt, das küsse ohne Furcht. Das Mädchen folgt dem Männlein, und

als es die Rose am andern Morgen pflückt, und dabei die Worte sagt, da kommt ein grimmiger Bär aus dem Rosenstock. Ohne Furcht aber faßt's ihm an den Kopf und küßt ihn; da ist er verschwunden; die gepflückte Rose sitzt wieder an dem Rosenstock. Jetzt besieht sich die Förstertochter den Garten erst genau, der ist voll der schönsten Blumen. Darin bringt sie den ganzen Tag zu. Am Abend geht sie wieder in's Schloß und um sieben kommt das gefährliche Ding wieder, nimmt, so wie den vorhergehenden Tag die Strümpfe, diesmal die Bettüberzüge und giebt dem Mädchen zwölf Hemden zu nähen, die wieder bis zum andern Morgen fertig sein müßten. Alles geht so wieder, wie die vorhergehenden Tage, und spricht das Männchen, als die Hemden fertig sind: Morgen früh, wenn du in den Garten zu dem Rosenstock kommst und pflückst dir die Rose, dann sage; „Ich soll dich erlösen, du sollst mich erlösen." Dann würden alle Blätter und Rosen abfallen. So wie das geschähe, dann möcht es weiter sprechen: Heum, Heum, Heum, komm und laß dich frein! Was dann geschähe, das sollte es umarmen und küssen. Das Mädchen folgt getreulich, und als es am andern Morgen vor dem Rosenstock gestanden und die letzten Worte gesprochen hat, da steht vor ihm ein wunderschöner Prinz, der umarmt sie auch, herzt und küßt sie und führt sie in's Schloß, da sind so viel Diener und Herrschaften, und das Schloß ist erlöst. Oben auf der Stube, wo die neue Königin wohnen soll, da liegen auf's schönste gestrickt und genäht das Dutzend Strümpfe, die sie gemacht hat und daran steckt eine goldene Rose; ebenso das Bettzeug und die Hemden, an

jedem eine goldene Rose. Und zum ewigen Andenken, wie der Teufel überwunden wird durch Gottvertrauen und zum immerwährenden Danke für den großen Muth seiner Frau nimmt der junge König eine goldene Rose in seinem Wappen auf. Diese Rose sieht man noch oft in schönen Wappen. Das kommt blos daher.

Der Doctor.

Es ist einmal ein Doctor gewesen, der hat mehr gekonnt als Brotessen; der ist heillos gelehrt und klug gewesen. In seinen langen, langen Dienstjahren ist ihm Vieles und Manches vorgekommen und hat er Manches in seinen Büchern gefunden, auf welches hunderte von Doctoren nicht kommen. Er hat aber auch, wenn er zu Haus gewesen ist, fleißig studirt und dadurch hat er oft Unmögliches möglich gemacht. Auf diese Art ist er nach vielem Forschen dem Dinge auf den Grund gekommen, daß es möglich ist, wenn man einen lebendigen Menschen tödtet und in Wurststückchen zerhackt, diesen Brei in ein großes, großes Glas thut und tagtäglich mit einigen Tropfen von einer Flüssigkeit bespritzt, die er dazu expreß gemacht hat, der zerhackte Kram wieder zusammenwächst, der vorige, aber weit gesundere Mensch und auch hübsch und lebendig wird. Eine Probe damit zu machen, frägt er seinen alten Diener, ob er sich wohl dazu hergeben wolle; er solle auch dreitausend Thaler haben und dann nicht mehr als Diener, sondern als großer Herr leben. Dem Diener kommt die Geschichte aber doch zu wackelig vor und er antwortet, er wolle nur Diener bleiben. Dies



wäre gewiß, das andere ungewiß; er hätte nur ein Leben zu verlieren. Darnach sucht der Doctor Andere dazu zu kriegen; was er den Leuten aber auch verspricht, Keiner ist dazu zu bewegen. Weil sich nun Keiner zu dieser Probe hergeben will, so will er's durch seinen Diener an sich selbst probiren lassen. Dieser will aber auch nicht daran; endlich, nachdem er ihm sein ganzes Vermögen versprochen und gerichtlich zugesichert und eben so fest gemacht, daß, wenn es nicht gelänge, ihm nichts gethan werden solle, so läßt sich der Diener dazu bewegen. Der Doctor sagt ihm, er solle ihn förmlich schlachten, wie ein Schwein, sein Fleisch abschälen und klein hacken, seine Knochen zerstampfen und dazwischen werfen und die ganze Kalteschale in das große Glas thun, was da im Eckschranke stände, ja aber alle Tage von den Tropfen etliche darauf träufeln und bei Leib und Leben darnach sehen, daß Niemand an den Schrank käme und ihn anrühre. Geschähe dies, so sänke die Masse zusammen und alles wäre vergeblich; folge der Diener aber seiner Vorschrift genau, so würde er in dem großen Glase nach und nach seine vorige Gestalt annehmen, größer werden, dann auch erst ein schwaches, darauf kräftigeres Leben bekommen und so nach einem Jahre als ein ferngesunder, neuer, aber derselbe Mensch aus dem Glase wieder glücklich heraussteigen. Der Diener verspricht, ja er beschwört auf's heiligste, alles genau so machen zu wollen, wie es befohlen wäre. Hierauf gehen die beiden mit einander zu Rathhaus, und die Geschichte wird vor Gericht in Ordnung gebracht. Man will den Doctor erst von seinem Vorhaben abbringen, er läßt sich aber nicht irre machen.

Er verschreibt seinem Diener seine ganzen Habseligkeiten, und das ist nicht wenig gewesen und dann gehen sie wieder nach Haus. Nun macht der Doctor noch alles zurecht, übergiebt dem Diener die Schriften, sein Geld und was er sonst hat, und der Bediente muß ihn dafür schlachten, und so lohnen, wie es der Herr befohlen hat. Alles geschieht auf's genaueste, denn der Diener ist ein treuer Diener gewesen, der es brav mit seinem Herrn gemeint hat. Als er nun die ganze Masse von dem Leibe seines Herrn in das große Glas in dem Eckschranke gethan, und das erstemal mit den Tropfen begossen hat, so schließt er nicht allein den Schrank und die Stube, sondern auch alle Fenster und Thüren des Hauses fest zu und setzt sich hintenaus in ein kleines Zimmer und besorgt da seinen kleinen Haushalt. Nach vier Wochen sieht er schon, wie sich die Masse in dem Glase verwandelt und zu gestalten sucht. Nach acht Wochen sieht er schon den Kopf daraus heraufkommen. Nach einem Vierteljahre wird der Kram einem Menschen ähnlich und nach einem halben Jahre sieht er schon einen vollkommenen Menschen im Glase stehen, der aber kein Leben hat. Die Freude des Bedienten ist unbeschreiblich, er kann gar nicht mehr in seinem Wohnzimmer bleiben, er muß immer vor dem Schranke stehen und seinen lieben Herrn anstaunen und sehen, wie er immer vollkommener, ja ihm ähnlicher wird. Nach dreiviertel Jahren fängt der Mensch auch schon an bisweilen zu zucken, die Augenlider und Augen bewegen sich auch ab und an, und der Diener hat nun die Gewißheit, daß er seinen alten Herrn nach einem Vierteljahre gesünd und wohl wieder bekommt. Da wird auf einmal

Krieg im Lande. Der Feind kommt auch noch hierher und belagert die Stadt. Da sie sich aber nicht ergeben will, so wird sie erstürmt und geplündert. Die Feinde dringen auch in das Haus des Doctors, zerschlagen alles und kommen auch an den Schrank, in welchem der Doktor steht, schlagen ihn auf und so stürzt die ganze Geschichte zusammen. Auch dem armen Diener wird alles genommen, was die Soldaten finden, und so ist dieser seinen Herrn und dessen ganzen Reichthum los. Als alles wieder ruhig ist, da hat dieser diese Geschichte oft erzählt und so ist sie von Mund zu Mund gegangen, bis sie hier aufgeschrieben und nun zu lesen ist.

Die schöne Prinzessin.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, zwei kluge und einen dummen, die stritten sich darum, wer von ihnen einmal das Königreich bekäme. Der Alte hatte darüber viel Aerger und Verdruß; denn keiner von den dreien wollte dem andern nachgeben, selbst der dumme war bisweilen der schlimmste. Einst sagte der alte König, der da merkte, daß er bald sterben müßte: Ihr alle drei sollt erst einmal in die Welt hinaus gehen und euch etwas versuchen. Bei der Gelegenheit sollt ihr mir aber etwas mitbringen, und wer mir das Beste bringt, der soll das Königreich nachher haben. Das erstemal sollt ihr mir einen Hund mitbringen. Sie machten sich also alle drei auf und fort gieng's; der zweite nahm den dummen bei der Hand und zog fort. Eine ganze Ecke ging's gut, nachher dachte aber der zweite, was soll ich

mich mit dem dummen Pinsel schleppen. Er ist mir doch nur im Wege und hinderlich. Ich thue am besten, ich laß' ihn laufen, wohin er will, und ich geh' hin, wo ich will, und das that er auch. Er ließ also seinen dummen Bruder im Walde sitzen und gieng fort. Als der Dumme aufwachte, war es finster, und er war allein im Walde, deswegen stieg er auf einen Baum und sah in der Ferne ein Licht. Er stieg von dem Baume herunter, gieng dem Lichte nach und nach einem Hause. Nun klopfte er an, es wurde auch aufgemacht, und er sah weiter nichts, als Hände, aber keine Leute. Er gieng in die Stube, da war alles hübsch, es standen schöne Tische und Stühle da, auch ein weiches, mit Seide überzogenes Sopha, und die Wände waren mit goldenen Tapeten beklebt, es hiengen die herrlichsten Spiegel und Bilder an der Wand. Man sah aber keinen Menschen. Der Dumme setzte sich in's Sopha, vor dem ein blanker Tisch, auf dem das Licht stand, ein Wachslicht. Kaum hatte er sich hingesetzt, so brachten die Hände die feinsten Speisen an. Ach, Braten, die einen jeden anleckerten, und Wein, das war eine Pracht, und setzten das alles auf den Tisch. Auch Teller und Messer und Gabeln, zwei Paar. Es war immer nichts weiter zu sehen, als die Hände, die das brachten. Der Dumme wartete nicht, bis er genöthigt wurde. Er schnitt sich ein tüchtiges Stück Braten ab und goß sich ein Glas Wein ein. Kaum hatte er aber das gethan, da schlug's elf und herein kam eine weiße Katze, setzte sich bei ihn und holte mit ihren Pfoten ein Stück Braten nach dem andern von dem Teller des Dummen, das er entzwei geschnitten hatte. Erst war's

ihm nicht recht, daß die Katze ihm das Fleisch vom Teller holte und fraß; doch dachte er, die ist gewiß auch so hungrig, wie du, du sollst sie nur gehen lassen. Er hielt ihr das Glas hin und fragte: willst du auch einmal trinken? Sie nickte; darauf schenkte er ihr nun ein Glas ein und gab's ihr hin; sie leckte und leckte daran herum und es dauerte nicht lange, da war der Wein heraus und da fieng die Katze an zu sprechen: Sag' mir, wer bist du denn? Er antwortete: Ich bin ein Königssohn. Da sagte die Katze: Ich bin eine Königstochter, bleibe doch bei mir und leiste mir Gesellschaft, du sollst's gut haben. Ja, sagte er, das thäte ich gern; ich muß aber wieder zurück zu meinem Vater, ich muß einen Hund bringen, und meine beiden Brüder auch. Wer den besten bringt, der kriegt das Königreich. Wenn das ist, sagte die weiße Katze, dann bleibe nur noch etliche Tage hier und dann will ich dir schon helfen. Gut, sagte der Dumme, wenn das ist, so bleib' ich noch da. Warum bist du denn aber eine Katze und kein Mensch? Ach, sagte sie, ich bin verwünscht und kann nicht anders erlöst werden, als durch dich. Wenn du es nun willst, so werde ich erlöst. O, sagte er, wenn ich es kann, so soll's nicht fehlen. Was muß ich denn thun? Sie antwortete, weiter nichts als hier bleiben und essen und trinken und schlafen, dann mußt du dich um nichts bekümmern, was auch geschieht. Wenn du liegst, so steh nicht auf, wenn du ißt, so laß dich nicht stören. Ich muß bald fort, es schlägt gleich zwölf; indem schlug's und gleich war die Katze weg. Der Dumme aß sich noch erst recht satt und gieng dann zu Bett, denn in der Kammer nebenan stand auch ein schönes

Bett, und schlief gleich ein. Er hörte und sah nichts. Des Morgens stand er auf; er zog sich an und gieng in die Stube, da brachten die Hände das Frühstück, alles auf's schönste und beste. Er aß und trank nach Herzenslust, dann gieng er in den Garten, der war wunderschön, die schönsten Bäume und Blumen und andere Gewächse. Er gieng den ganzen Tag spazieren, aß und trank nach Belieben und machte sich's zu gut. Des Abends gieng er in's Haus und setzte sich wieder auf das Sopha. Die Zeit dauerte ihm erst lang, ehe es elf schlug, aufgetragen wurde das Essen und Trinken wie am vorigen Abend und wie es ausgeschlagen hatte, kam die weiße Katze wieder an und sprang auf ihren Stuhl. Er schnitt ihr ein Stück Braten ab und machte es auf ihrem Teller entzwei. Sie fraß nach Belieben und trank ihren Wein und sprach so freundlich und so gut mit ihm, daß er sie recht lieb kriegte, und wie sie sagte, sie müßte gleich wieder fort, da antwortete er, sie möchte doch noch da bleiben. Wie es aber zwölf schlug, da war sie weg. Er aß und trank noch und gieng dann wieder zu Bett. Kaum hatte er sich aber hingelegt, da kamen so viele Katzen, die setzten sich um sein Bett herum und fiengen an zu knurren, zu miauen und zu spuken, sie stimmten eine Musik an, daß sich der Dumme halb todt lachen mußte und über den vielen Spectakel einschlief. Der andere Tag gieng auch so hin und es kam Alles, wie die Abende vorher. Den dritten Abend sagte aber der Dumme, morgen muß ich wieder fort, wenn ich nur erst einen Hund hätte, der gut wäre. Dreiviertel auf zwölf gab ihm die weiße Katze einen Ring und sagte: ‚wenn du den rechts herum drehst, so bist du, wo

du sein willst. Wenn du ihn anders herumdrehst, so bist du wieder hier. Hier hast du auch eine Wallnuß, die steck bei, und wenn du zu Haus bist, so knack sie auf, dann wirst du sehen, was passirt. Da schlug's zwölf, und die Katze war weg. Er blieb noch ein bischen auf und gieng dann zu Bett. Kaum hatte er sich hingelegt, so waren eine ganze Menge Hunde um sein Bett herum, die klafften und bellten, sie knurrten und bissen sich ganz erbärmlich. Er lag aber im Bette und ließ sich nicht stören, am Ende war er wieder eingeschlafen. Am andern Morgen aß und trank er erst ordentlich das was die Hände brachten und kein Mensch war zu sehen. Dann drehte er den Ring am Finger rechts um und war gleich zu Haus. Seine Brüder aber waren schon da, und hatten jeder einen Hund mitgebracht, der eine war aber blind, der andere lahm. Der Dumme ging erst zum Vater und fragte, wie's ihm gienge. Der Vater aber sagte, so ein wenig spöttisch, ob er denn nicht einen Hund mitgebracht hätte; denn er sah keinen. Der Dumme nahm seine Wallnuß, knackte sie auf und heraus sprang ein allerliebster Hund. Das war der allerbeste. Der Alte und die beiden Brüder mußten bekennen, daß das der beste war. Ja, sagte der Vater, das ist recht gut, aber noch nicht genug. Ihr müßt noch einmal fort, wer mir dann die beste Stiege Leinen bringt, der soll das Königreich haben. Der Dumme drehte an seinem Ring und war gleich wieder in der Prinzessin Hause. Es gieng alles wieder, wie das vorige Mal und er bekam am dritten Abend wieder eine Wallnuß; diesmal gefiel ihm die weiße Katze noch mehr. Als er am Morgen wieder

aufgestanden und gesättigt war, drehte er an seinem Ring, und er war wieder zu Haus. Er knackte seine Wallnuß auf und nahm die feinste und schönste Stiege Leinen heraus. Alle mußten bekennen, daß er das beste Leinen gebracht hätte. Da sprach der Vater, nun habt ihr noch jeder eine Schwiegertochter zu bringen. Wer die hübscheste und beste Prinzessin bringt, der kriegt das Königreich. Die beiden Brüder verabredeten sich, sie wollten ihren dummen Bruder ums Leben bringen. Er aber wußte es gleich und drehte an seinem Ring, da war er gleich wieder dort in dem Hause bei der weißen Katze. Als er aber in's Haus trat, so war sie gleich da und sagte, es ist gut, daß du wieder da bist. Jetzt komm herein. Nun wollen wir's zu Ende bringen. Sieh, hier liegt ein Säbel, jetzt haue mir den Schwanz ab. Aber, sagte der Dumme, wo kann ich dir das zu leid thun. Das ist einerlei, sagte sie, das muß geschehen. Er ließ sich's nicht noch einmal sagen, hackte zu, und der Schwanz war weg und vor ihm stand ein wunderhübsches Mädchen, das ihm um den Hals fiel und ihn herzte und küßte. Das gefiel ihm recht, und er wußte gar nicht, wie ihm zu Muth wurde vor Freude. In dem Augenblicke ist das Haus in ein großes Schloß und alles königlich verwandelt. Auch Bediente und Lakaien und Wagen und Pferde und Kutscher und alles, was dazu gehörte. Er blieb noch ein paar Tage da, dann wurde der schönste Wagen angespannt, sie setzten sich mit einander hinein und fuhren hin nach Haus. Da ist unterdeß der Dumme so klug geworden, gerade wie die anderen nie gewesen sind. Als sie nach dem Alten kommen, da freut er sich, und der Dumme

kriegt das Königreich und wird König. Die anderen werden aber abgelohnt; und die jungen Leute haben glücklich mit einander gelebt bis an ihr Ende. Der Alte ist auch bald gestorben.

Das Bekenntniß des Zwergs.

Einer Mutter ist ihr Kind durch die Zwerge ausgetauscht und dafür haben sie ihr einen Wechselbalg hingelegt. Die Mutter ist traurig darüber; denn das Kind sieht so alt aus. Sie klagt ihre Noth einem Handwerksburschen. Dieser sagt, daß es ihr Kind auch nicht sei, sondern ein Zwerg, und das könne sie leicht erfahren, wenn sie Öl glühe und dabei das Kind auf dem Arm hätte und dann früge, wie alt er sei. Die Frau thut's und setzt Öl auf's Feuer und hat das Kind dabei auf dem Arm; das frägt, was sie machen wolle und die Mutter sagt, sie wolle Kofent brauen. Dabei setzt sie lauter hohle Wallnußschalen um das Feuer herum, damit sie nachher den sogenannten Kofent hineingießen kann. Da sagt der Zwerg ganz arglos und unbedacht:

„I, so bin ich doch su alt,
Wie der gruße Harzerwald,
Su was hab' ich net gesahn,
In mein lange lange Lahm.
Bier zu thun in Wallnußschohln!“

Da weiß die Mutter, daß es ein alter Zwerg ist. Sie setzt ihn deshalb in die Stube und befiehlt ihm, ihr Kind herbeizuschaffen, sonst würde er umgebracht. Der Zwerg sagt, sie möge nur einmal hinausgehen, und als sie

wieder hereinkommt, da ist ihr Kind da, aber der Zwerg ist weg. Nachher ist das Kind groß, stark, reich und auch recht glücklich geworden.

Der Schwarzkünstler.

In Osterode kamen vor langer Zeit zwei Schwarzkünstler zusammen, es war am Markt in dem großen Gasthause, das jetzt noch an der Sommerseite steht. Der eine hieß Teufelsklaue und hatte seinen zwölfjährigen Sohn bei sich. Der andere nannte sich Höllenblut und war allein. Letzterer wollte nach Göttingen, ersterer nach Clausthal, um ihre Künste sehen zu lassen. Beide aber waren auch Meister in ihrem Fache; denn wer sie spielen sah, der sagte, sie ständen mit dem Teufel im Bündnisse. Nachdem sich beide begrüßt und in einem Nebenzimmer bei einer Flasche Wein über das dumme Volk lustig gemacht hatten, ließen sie sich Karten geben und fiengen an zu spielen. Recht hoch, um vieles Geld. Als sie aufhörten, war Höllenblut kahl, denn er hatte auch seinen letzten Thaler verloren. Voll verbissenem Groll gieng dieser mit Racheplänen zur Ruh. Beide sahen sich nicht mehr; denn am folgenden Morgen früh war Teufelsklaue nach dem Harze abgereist. Höllenblut aber reiste auch anstatt nach Göttingen, nach Clausthal, um jenem eine unverhoffte, tüchtige Schlappe beizubringen. Nachdem Teufelsklaue bekannt gemacht hatte, worin seine Künste beständen, wann und wo er spielen wollte, strömte alles hin, um das nie Gehörte und Gesehene, wie es der Zettel angab, mit eigenen Augen wahrzunehmen. Eine halbe

Stunde vor dem eigentlichen Beginne der Kunstvorstellung war der Saal und alle Plätze gepreßt voll, so daß Teufelsklaue an der Kasse keinen mehr einließ. Viele mußten, ohne ihre Neugierde zu befriedigen, wieder nach Hause gehen. Mit dem Schlage sechs verschloß der Künstler den Saal, so daß keiner ein und keiner aus konnte. Jetzt begann die Vorstellung. Als der Vorhang aufgieng, strahlte ein Lichtmeer von der Bühne und erleuchtete den ganzen Saal. Zwischen vielen blanken, farbigen und merkwürdig gestalteten Gefäßen, die alle schön geordnet aufgestellt waren, befand sich in der Mitte eine Blumenvase mit drei wunderschönen Rosen. Hinter jeder dieser Blumen sah man auf einem Springholz in der Mitte oben eine Taube, rechts einen Habicht und links eine Eule. Alle drei Vögel waren lebendig, kümmerten sich aber nicht um einander. Die erste Abtheilung der Kunstvorstellung begann mit allerlei nicht so sehr wichtigen Kunststücken, endigte aber mit großem Beifall. Dann folgte aber die zweite Abtheilung, in der ganz unerhörtes geleistet wurde, z. B. ein Mann auf dem ersten Platze hatte die Uhr in der Tasche von einem, der auf dem dritten Range saß. Ein goldbetreßter, vornehmer Adeliger hatte mit einem Male einen alten Schachtkittel an, während der Bergmann die goldbetreßte Kleidung des reichen Mannes anhatte. Auf einmal schrie einer auf dem dritten Range: „Karel, du host jo zwä Käpp!" und alle blickten dorthin und lachten; auf dem ersten Platze saß einer ohne Kopf, neues Erstaunen. Auf dem zweiten Platze streckte ein Mädchen die Arme empor und schrie: Was soll ich mit sechs Händen! Ein Herr

im ersten Range hatte vier Augen und zwei Hörner; eine Dame zwei Nasen, und ein allerliebstes Mädchen mit Blumen auf dem Hute und seidenem Zeuge saß da, geziert mit einem kohlrabenschwarzen Bart u. dgl. m. Man kann sich leicht denken, welch' eine ungeheure Angst für die wenigen entstand, welche davon etwas gelöst hatten, welche Heiterkeit aber auch für diejenigen, die nichts dabei hatten. Kurze Zeit dauerte dieser Zustand, dann aber war auf Befehl des Künstlers mit einem Zauberschlag alles zu Ende. Der dritte Akt sollte allem die Krone aufsetzen; denn darin nahm der Künstler seinen eigenen Körper und machte damit fürchterliche Kunststücke; z. B. Er stand auf der Bühne, bewegte den einen Arm und zum Schrecken aller Zuschauer flog derselbe von der Bühne einem Herrn im ersten Range auf den Schooß. Ebenso gieng's mit dem andern Arme, und der grausige Mann stand da ohne Arme und aus den Löchern der Schultern quoll dickes Blut hervor. Doch auf's Commando kamen beide Arme wiedergeflogen und verfügten sich an ihre Plätze, als wäre nichts geschehen. Dann nahm Teufelsklaue eine große Stopfnadel, durchstach das Fleisch des Unterarms, dann das des Oberarms, ließ beides mit dem starken durchgezogenen Zwirn fest zusammenziehen und nach einer kurzen Weile war Ober- und Unterarm zusammengewachsen. Hierauf nahm er ein Messer und trennte beides wieder von einander. Alsdann entblößte er seine Füße, holte beinahe zolllange Nägel herbei, schnitt sich das Fleisch von den Fußsohlen, nahm dann die Nägel und schlug dieselben in die blutenden Fußsohlen hinein, tanzte ganz vergnügt wohl drei Minu-

ten auf der Bühne umher und wischte in einem Nu die Nägel aus ihren Löchern und beide Füße waren heil, wie zuvor. Dann kamen noch manche andere schreckliche Künste, die aber vergessen sind. Zuletzt nahm Teufelsklaue seinen Sohn, der ein schmächtiger, blasser Knabe war, entblößte dessen Hals, band ihm ein Tuch um seine Augen, legte ihn auf die Tafel und trennte mit einem furchtbaren Hieb dessen Haupt vom Rumpfe, das sofort auf eine Schüssel sprang. Allgemeines Ach erfüllte den Saal; man tröstete sich aber damit, weil alles gelungen wäre, so würde auch dieses Kunststück gerathen. Einige Minuten darnach nahm Teufelsklaue das Haupt seines Sohnes, aus dem das Blut noch strömte, richtete mit dem andern Arme den todten Leib auf und versuchte, das Haupt darauf zu setzen. Vor Schrecken wurde er blaß; denn der Kopf wollte nicht sitzen. Voll Verzweiflung schrie er in den Saal hinein: Um Gotteswillen, du, der du hier im Saale bist, und das Leben meines Sohnes bedrohst, laß ab von dem schrecklichen Unternehmen, hebe den höllischen Zauber auf. Seine Bitte war aber vergebens, der Kopf wollte und wollte nicht festsitzen. Da sprang Teufelsklaue zum Fenster und riß es auf, machte ein verzweifeltes Zeichen, kam dann eilig zurück, riß eine Rose von den dastehenden, hinter welchen die Taube saß, heraus und zerschnitt sie in zwei Theile, worauf die Taube todt niederfiel und auch das Leben seines Sohnes verloren war. Dann riß er die zweite Rose heraus, fieng an Blatt für Blatt abzuschneiden, wobei ein fürchterliches Geschrei im Saale entstand, und die Eule Feder um Feder verlor. Gleich darauf that

er einen kräftigen Schnitt in die Rose und der Rumpf der Eule, wie deren Kopf stürzte und mit ihm zugleich ein menschlicher Körper im Zuschauerraum zur Erde. Hierauf nahm er die dritte Rose, that einen kräftigen Schnitt hinein, und er und der Habicht mit dem Künstler fielen todt zur Erde.

Das Meisterstück.

Sonst hat vor jeder Stadt ein Galgen und ein Rad gestanden zum Beweis, daß die Obrigkeit das Recht über Leben und Tod der Einwohner gehabt hat und dann auch, daß es tüchtig was zu Hängen und zu Rädern gab. Die Galgen und Räder sind aber jetzt weg, dafür hat aber noch fast jede Stadt ihren Galgenberg oder Richtplatz und dgl. Ortsnamen mehr in ihrer Nähe. Also sonst noch viel mehr als jetzt. Das Abthun der armen Sünder hat aber immer ein Scharfrichter oder Halbrichter verrichten müssen. Wer nun aber Scharfrichter hat werden wollen, der hat auch ein Meisterstück machen müssen, und das hat darin bestanden, einem armen Sünder den Kopf mit einem Hiebe abzuhauen; hat er das gethan, so ist er Scharfrichter geworden; hat er aber mehrere Male zuhacken müssen, so ist er nur Halbrichter geworden — so ist mir gesagt. — Hat denn auch einmal ein junger Mensch, der bei einem Scharfrichter gelernt und schon manchem Aufgehängten mit einem Hieb den Kopf abgehauen hat, kurz, der schon sehr geschickt und sicher im Kopfabhauen gewesen ist, der hat sein Meisterstück an einem armen Sünder öffentlich machen

wollen. Man kann sich leicht denken, daß das ein knolliger Unterschied ist, einem Todten oder einem Lebendigen den Kopf abzuhauen, und daß solch ein junger Mensch, namentlich das erste Mal, fast eben so angst gewesen ist, wie der, der geköpft werden soll. Der Scharfrichter, sein Lehrmeister, ist mit dabei und hat ihm ordentlich Muth eingesprochen, nur fest zu stehen, richtig zu zielen und kräftig zuzuhacken, dann müsse der Kopf mit Gewalt herunter. Der junge Mensch muß aber einen Feind gehabt haben, der mehr gekonnt hat, als Brot essen, der muß zwischen den Zuschauern gewesen sein und hat ihm den Schabernack gemacht. Als der arme Sünder auf den Richtstuhl gesetzt und vom Geistlichen eingesegnet wird, hat er natürlich nur einen Kopf, als ihm die Augen verbunden werden, auch noch; als aber der junge Mensch das Richtschwert aus der Scheide zieht und sich nach dem armen Sünder hinwendet, hat dieser drei Köpfe auf dem Rumpf. Ganz außer sich vor Schreck, spricht der junge Mensch: „Der arme Sünder hat ja drei Köpfe!“ Da antwortet der Scharfrichter: „Nimm den mittelsten.“ Er haut zu und trifft den armen Sünder quer über den Rücken, in der Geschwindigkeit schlägt er nochmals zu und spaltet ihm die Schulter, dann hackt er zum drittenmale zu, diesmal zu hoch, recht tief in den Kopf hinein. In seiner Verzweiflung säbelt er den Kopf des armen Sünders ab, sonst hätte er ihn gar nicht abgekriegt. Da greift aber das Volk nach Steinen, und der junge Mensch ist froh gewesen, daß er noch glücklich mit dem Leben davon gekommen ist; hat sich aber nie wieder sehen lassen. So etwas ist sonst öfters passirt. Das

hat man Geheimnisse und Künste des Teufels genannt, wer keine Gegenmittel dagegen gehabt hat, der ist verloren gewesen.

Der Schneidergesell und der Geist.

Ein Schneidergesell geht auf die Wanderschaft; denn Schneider müssen wandern, um ihr Glück zu machen. Gottesfürchtig wie er ist und fromm, besucht er die Kirche, wenn er Gelegenheit hat. Ist er auch einmal in eine Kirche gekommen und eingeschlafen; denn er hat schon einen ordentlichen Marsch gemacht, und der Pastor hat's so schön gemacht, daß die Leute in seiner Kirche recht leicht anfangen zu nicken und den Kopf zu hängen. So ist's auch unserm Schneider gegangen. Die Leute haben aber gewußt, wie lang sie ungefähr schlafen können, bis dahin, daß die Kirche aus ist; das hat aber der Schneider nicht gewußt, er hat deshalb fortgeschlafen, als die Kirche aus ist und auch zugemacht wird. So schläft er bis Mitternacht. Da weckt ihn ein Geräusch in der Kirche unten. Er geht hinunter und wundert sich nicht wenig, daß da mitten im breiten Gang ein Sarg mit einem Leichnam steht und zwei Männer dabei sind, die die Leiche aus dem Sarge zerren und ihr das Leichentuch vom Leibe reißen. — Es ist nämlich an dem Ort Mode gewesen, daß alle Gestorbenen eine Nacht in die Kirche gesetzt werden müssen, wo sie, wenn sie im Leben gut gewesen sind, bekränzt und belobt werden können; wenn sie aber schlecht waren, so hat man sie auch beschimpfen und beschämen können. Wie's denn mit dem Todten im Leben gestanden hat,

das hat man dann am andern Morgen gesehen. — Deshalb fragt der Schneider die beiden, die den Leichnam so lohnen wollen, was denn der todte Mensch Arges gemacht hätte, daß sie so arg ihm mitspielen wollten? Da antwortet der eine, er wäre ihnen mit achtunddreißig Thaler hingestorben, und sie müßten nun den Bart drum wischen, deshalb rissen sie ihn aus dem Sarge und seine Kleider aus. Der Schneider hat gerade noch von seinem Erbtheil achtunddreißig Thaler, das ist sein ganzer Reichthum gewesen. Er besinnt sich kurz und spricht, er wolle für den Todten bezahlen, sie möchten dann aber den in Ruhe lassen. Damit sind die zufrieden, bringen alles wieder in Ordnung und so gehen die beiden mit dem Schneider aus der Kirche und dieser zum Thore hinaus. Kaum tritt er aus der Stadt an's Freie, so kommt noch ein Handwerksbursch hinter ihm her, sie begeben sich in's Gespräch und da erzählt denn der erste seine Geschichte von der verflossenen Nacht, sagt aber nicht, was er für den Todten gethan, sondern nur daß er die beiden von ihrem Vorhaben abgehalten hat. Da antwortet der andere, das wäre recht gut, das könne einmal für ihn gut sein; denn so etwas, das bliebe nicht unvergolten. Er wolle ihm einen Rath geben, wenn er den befolgte, so würde er glücklich werden zeitlebens. Erstens müßten sie Reisekameraden bleiben, wenn er (der zweite Handwerksbursch) auch einmal weg wäre, er käme gewiß bald wieder. Dagegen hat der Schneider nichts. Dann, wer ihnen an dem Tag begegne, der müsse mit und am Glück des Schneiders mitbauen. Das ist diesem auch recht. Nun gehen sie miteinander fort und erzählen sich etwas; da

kommt ein Mann, der hat zwei dicke Bäume unter dem Arm und einen beindicken Baum darum gewickelt. Der Handswerksbursch fragt, was er denn da hätte? Der Mann antwortet, er hätte nur ein bischen Herdholz geholt. Wenn er so stark wäre, daß er so große Bäume tragen und so dicke umwickeln könne, so wäre es gut für sie, er möchte mitgehen. Der Mann thut's. Dauert's nicht lange, so liegt einer am Wege, der hat den Hut so schief auf. Den frägt der Handwerksbursch wieder, warum er den Hut so schief gesetzt hätte? Ja, sagte der Daliegende, wenn er den Hut gerad setzte, so würde es so kalt, daß vor Frost die Vögel aus der Luft herunter fielen. Das wäre gut, sagt der Handwerksbursch, er solle mitgehen. Der thut's auch. Bald darauf finden sie einen, der hat ein hölzernes Bein. Der Handwerksbursch frägt, ob er nicht gut fort könne. Ach, antwortet der andere, gerade mit seinem hölzernen Beine könne er schneller laufen, wie irgend ein Mensch. Er möchte mitgehen, spricht der Handwerksbursch zu ihm. Der thut's auch. Zuletzt begegnet ihm einer, der nur ein Auge hat, mit dem andern ist er blind. Der Handwerksbursch frägt, ob er nicht gut sehen könne. Der aber antwortet, mit seinem einen Auge könne er meilenweit alles auf's Genaueste sehen. Das wäre gut, er solle mitgehen. Der thut's auch. Als die sechs mit einander fortgehen, kommen sie in eine Stadt, da steht an allen Ecken angeschlagen, wer schneller laufen könnte, als die Königstochter, der solle sie zur Frau haben. Da bekommt denn der Schneider auch ein bischen Lust königlicher Schwiegersohn zu werden. Er fragt deshalb den Handwerksbursch, was er dazu sage, daß er

einmal einen Wettlauf mit der Prinzessin machte. Der Handwerksbursch sagt, sie hätten ja den mit dem hölzernen Beine, der würde sie schon fertig machen. Gesagt, gethan. Der Schneider geht hin nach dem Schlosse, läßt sich melden und sagt, was er will. Da läßt ihn der König aber in einen Garten führen und ihm eine Menge Gerippe zeigen, die alle an den Bäumen hängen und Prinzen gewesen sind, die mit der Prinzessin nicht fort gekonnt haben und deshalb aufgehängt sind. Der Schneider läßt sich aber davon nicht abschrecken und sagt: er käme besser fort, als die, die da aufgehängt wären und auch wie die Prinzessin. Wann es vor sich gehen solle? Der folgende Tag wird zum Wettlauf bestimmt. Am andern Morgen geht der Schneider wieder hin, nimmt aber seine Gesellschaft, die anderen, mit. Die Prinzessin kommt recht leichtfüßig herunter vom Schloß und hat zwei Krüge in der Hand. Einen giebt sie dem Schneider und sagt: dort, zwei Stunden von da, wäre ein Brunnen, daraus müßten sie die Krüge füllen und dem König bringen. Der Schneider spricht: es wäre gut; sie solle nur losgehen. Da läuft denn das Mädchen fort; so schnell, wie ein Vogel fliegt. Der mit dem hölzernen Beine nimmt aber den Krug und in ein paar Sprüngen ist er bei dem Brunnen und legt sich hin, um ein bischen zu ruhen und schläft ein. Das sieht der mit dem einen Auge und sagt's dem Schneider; denn die Königstochter ist schon bald zurück, sie sehen sie immer näher kommen. Da muß der Starke einen Stein nehmen, hinwerfen und den Lahmen an das hölzerne Bein treffen, daß er aufwacht und schneller wiederkommt, als die Prinzessin. Der

Lahme springt auf, schöpft den Krug voll Wasser und ist im Nu, also früher da, als die Königstochter. Giebt dann dem Schneider den Krug mit Wasser. Als die Prinzessin ankommt, steht der Kleidermacher da und hält ihr den gefüllten Krug entgegen. Das will sie und der König nicht gelten lassen, und sie wollen sehen, wie sie den Schneider mit seiner Sippschaft auf gute Manier los werden. Der König hat für den Fall, daß er seine Tochter einmal verliert, denn sie hat nie heirathen wollen, das hat aber keiner wissen sollen, ein großes eisernes Zimmer machen lassen, das hat rings mit Feuer umlegt werden können. In dies Zimmer wird der Schneider mit seiner Gesellschaft hineingeführt. Unser zweiter Handwerksbursch hat aber einen Weg auszugehen gehabt. Eine lange Tafel mit den schönsten Speisen steht da; die Gesellschaft wird von der Dienerschaft gebeten, recht fleißig zuzuholen; das thun sie auch. Wein und Braten und allerlei Raritäten schmecken ganz herzlich und sie thun sich alle bene. Da wird es aber nach und nach so warm in dem Zimmer — die Diener haben nämlich Feuer darum herlegen müssen, damit die Gäste verbrennen sollen — da sagt der Schneider zu dem mit dem schiefen Hute: er möge doch einmal seinen Hut etwas gerade setzen, es würde ja eine heillose Gluth hier. Der thut's und da wird es so kalt, trotz des unbändigen Einheizens, daß sie alle da sitzen und anfangen zu frieren und zu zittern, daß die Zähne klappern. Der König kommt dazu, meint, sie sind verbrannt und sieht nun, wie sie alle stocksteif da sitzen und frieren. Voll Wuth läßt er die Bedienten, die da haben heizen sollen, hineinwerfen und den Schneider

mit seinen Gesellen herauskommen. Da verbrennen die Diener; der Schneider aber wird der Schwiegersohn des Königs; denn dieser sieht doch ein, daß er gegen diese Sippschaft nichts ausrichten kann. Die Tochter hat sich also auch bequemen müssen und auf der Hochzeit ist der Handwerksbursch auch und spricht: Sieh, jetzt bin ich wieder da und will dir nur sagen, daß ich dich glücklich gemacht habe, dafür, daß du meine Schuld von acht- unddreißig Thalern damals bezahlt hast. Ich bin des Todten Geist. Sei glücklich. Da ist er verschwunden und damit ist das Mährchen aus.

Der Schmied und die drei Teufel.

Es gieng einst ein Schmied in die Fremde auf die Wanderschaft. Auf dem Wege begegnet ihm ein kleines Männchen, das ihn um ein Almosen bittet. Der Schmied hatte nur noch einen Pfennig, den gab er ihm, und das Männchen gab ihm einen großen Sack und sagte: Wenn du zu Jemandem sprichst: „Schnapp in Sack," so sitzt er drin und kann nicht heraus, bis du ihn frei giebst. Der Schmied dankte und gieng weiter. Des Abends kam er in ein Wirtshaus und wollte da bleiben, der Wirt dagegen wollte ihn nicht behalten. Da sprach der Schmied: „Schnapp in Sack," und husch, saß der Wirt darin und konnte nicht heraus. Jetzt legte er sich auf's Bitten und versprach ihn zu behalten, wenn er ihn herausließe. Der Schmied befreite also den Wirt und hatte Nachtquartier. Nun war der Wirt so freundlich, daß man ihn hätte um den Finger wickeln können, da-

bei erzählte er seinem Gast, oben wäre eine Kammer im Hause, auf derselben kämen alle Nacht drei Teufel zusammen und spielten Karten. Dann gäb es einen Heidenlärm, daß keiner im Hause schlafen könne; wenn er nur diese Quälgeister wegschaffte. Geld solle er dafür haben, so viel er nur tragen könne. Ja wohl, sagt er, das soll ein Teufelsspaß werden, wenn ich die schwarzen Gesellen im Sacke habe. Halb zehn Abends gieng er auf die Kammer und wartete. Da kam denn ein Teufel an und als er den ungeladenen Gast auf dem Zimmer sah, wurde er splittertoll, fuhr mit seinem Horn und Krallen auf den Schmied zu und wollte ihn kalt machen. Doch dieser sprach ganz gelassen: „Schnapp in Sack," und schnupp, saß Meister Urian im Sack und konnte nicht heraus. Nicht lange, so kam der zweite, dem gieng es ebenso und ebenso dem dritten. O, wie lärmten und spektakelten diese aber in dem Sacke, wie fluchten und tobten sie darin. Doch das war alles vergebens, sie kamen nicht heraus. Endlich wurden sie zahm und zogen gelindere Saiten auf; wenn er sie herausließe, so solle er den Sack ganz voll Gold haben, sie wollten sich nie wieder hier sehen und hören lassen und ihm sollte auch nie etwas leides widerfahren, sondern er solle immer Glück haben. Da ließ er sie heraus, und sie hielten Wort. Am andern Morgen erzählte er es dem Wirt und dieser war froh und sagte: er hätte nun sein Haus erlöst, er wolle ihn dafür auch reichlich lohnen. Der Schmied schlug aber den Lohn aus und sagte, er habe genug an dem, was ihm die Teufel hätten geben müssen. So lebte er nun herrlich und in Freuden alle Tage.

Als er merkte, daß er bald sterben werde, ließ er sich seinen Sarg machen und legte seinen Sack hinein. Als er todt war, gieng er mit seinem Sack zum Himmel, und wollte hinein. Er wurde aber nicht hineingelassen, da gieng er zur Hölle. Als ihn aber die Teufel sahen, machten sie gleich die Hölle zu; denn sie sahen seinen Sack und davor hatten sie Respect. Darnach gieng er wieder zurück zum Himmel und klopfte an die Himmelspforte laut an. Als sie aufgieng, nahm er seinen Sack und warf ihn geschwind hinein und sprang schnell dahinter her. Da war er auch im Himmel.

Der Weinberg.

In Lautenthal hatte sich einst ein Mann einen Weinberg angelegt, der brachte ihm aber nicht das Salz, viel weniger gute Trauben oder schönen Wein ein. Warum das? Es war kein gutes Wetter. Einstmals gieng er hinaus nach seinem Weinberge und sagte zu sich selbst: Wenn ich doch nur einen Sommer das Wetter machen könnte, dann wollte ich schon schönen Wein ernten. Kaum hat er dies gedacht, so kommt ein kleiner Knabe daher und sagt: Dein Wunsch ist erfüllt, wie du befiehlst, so wird das Wetter sein und damit war der Knabe verschwunden. Der Mann war recht froh und ließ jetzt erst einmal die Sonne warm scheinen, dann mußte es regnen und so fort, daß es nach seiner Meinung recht fruchtbares Wetter war, auch für seinen Weinberg. Die Zeit hindurch wuchs auch alles recht hübsch, und ein Jeder freute sich. Als nun der Herbst kam, da waren

alle Weinstöcke voll Trauben, und er gieng hinaus und pflückte sie. Beim Kosten der ersten wäre er beinah vor Schreck von dem steilen Berg herabgefallen, so sauer und geschmacklos waren seine Weinbeeren. Da stand aber auch der kleine Knabe wieder bei ihm und sprach: Siehe Mensch, deinen Wunsch erfüllte ich. Du ließest Sonnenschein und Regen kommen, aber den Wind vergaßest du. Darum soll der Mensch nicht vorwitzig sein und dem Herrn vorgreifen. Da war der Knabe verschwunden. Der Mann ging nach Haus und überließ Gott das Regiment, da hat er denn doch oft gut Wetter und gute Weintrauben bekommen; aber nicht immer.

Das Wildemänner-Geld.

Eine Frau in Wildemann nimmt ihr kleines Mädchen an die Hand, die Stricke auf den Arm und will trockene Äste aus dem Walde holen. Nun kommen sie hin, wo trockenes Holz ist, die Frau legt die Stricke ab, das Kind setzt sich dabei, und die Mutter sucht Äste. Aus langer Weile nimmt das Kind ein Ästchen und gräbt damit in die Erde hinein. Da kommt zuerst ein Zweimariengroschenstück, dann ein Viergroschenstück, dann ein Ortsthaler zum Vorschein und es gräbt in seiner Freude fort und fort, bis seine Mutter kommt. Die Mutter steht mit einemmal bei ihm, verwundert sich über die Arbeit und das Glück des Kindes, sagt aber kein Wort, weil sie weiß, was das Sprechen dabei für Folgen hat. Da erblickt das Kind seine Mutter und sagt ganz glücklich: Sieh, Mutter wie viel Geld ich gefunden hab.

Sie zählen es und es sind vier Thaler vierundzwanzig Groschen. Nun graben sie noch weiter und tiefer, haben aber keinen Pfennig mehr gefunden.

Der eiserne Mann.

Ein Soldat hatte lange Zeit dem König gedient, war tapfer und brav gewesen und hatte dadurch denn auch viel Wunden bekommen. Als der Krieg zu Ende war, mußte er wieder hingehen, wo er hergekommen war und zusehen, wie er sich sein bischen Brot bettelte, und arbeiten konnte solch ein Krüppel nicht und Pension gab's damals nicht. Er gieng also von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und fand so sein kärgliches Auskommen. Einstmals mußte er durch einen großen Wald, denn damals gab's viele und große Wälder; er verlief sich, mußte drei Tage darin bleiben und sich von Wurzeln und Beeren so lange nähren, bis er endlich zu einem Köhler kam, der ihn aufnahm und freundlich bewirtete. Es gefiel dem Soldaten da recht in der Einsamkeit und er und der Köhler wurden recht gute Freunde, so daß er dem Köhler Holz zutrug und bei allem, was er zu thun hatte, mithalf und beide in der Röthe des Abends sich ihr Leid klagten und von ihren Schicksalen erzählten. Der Köhler sagte einmal: Höre Freund, du bist muthig und tapfer, du kannst uns beide glücklich machen, wenn du meinem Rathe folgst. Nicht weit von hier ist ein tiefer Schacht, darin sind ungeheure Schätze vergraben. Hast du nicht Lust dazu, daß ich dich an einem Seile hinunter lasse? Mir sollst du nur ein Bund Wachs-

lichter mitbringen, das andere, was du dann noch mitbringst, kannst du alle behalten; du sollst sehen, dann haben wir genug. Der Soldat ist gleich bereit dazu. Am folgenden Morgen nimmt der Köhler ein langes Seil und beide gehen zu dem Schachte. Eins, zwei, drei, hat der Soldat das Seil um den Leib, und der Köhler läßt ihn in's Loch hinein. Unten auf der Sohle macht er das Seil ab, steckt ein Licht an und findet einen Stollen. Darin geht er fort, kommt vor eine eiserne Thüre, die mit vielen Riegeln verschlossen ist, macht sie auf und tritt in einen großen Saal, der durch einen silbernen Kronleuchter ganz erleuchtet wird; es ist so hell wie am Tage. Da sitzt mitten auf einem Thron ein großer eiserner Mann, am Throne stehen drei Kisten, die aber verschlossen sind, über der Thür hängt das Bund Wachslichte. Er greift zunächst nach den Wachslichten, der Mann sieht's, rührt sich aber nicht. Dann geht der Soldat zu der einen Kiste, die vorher nicht offen gewesen ist und sieh, es liegen lauter blanke Thaler darin. Er packt seine Taschen sackvoll. Da springt die zweite Kiste auf und daraus leuchten die schönsten und größten Goldstücke. Er wirft seine Thaler wieder in die Thalerkiste und macht seine Taschen voll Gold. Kaum ist er damit fertig, so öffnet sich die dritte Kiste und darin glänzen die kostbarsten Edelsteine und Perlen. Nun legt er das Gold wieder hin und füllt seine Taschen mit Perlen und Diamanten. Der Mann rührt sich nicht. Der Soldat geht wieder weg, und der eiserne Mann rührt sich nicht. Am Schacht macht sich der Soldat das Seil wieder um den Leib und zuckt, da wird er hinauf-

gezogen. Oben giebt er dem Köhler die Lichte und zeigt ihm seine Schätze. Beide freuen sich und begeben sich zur Ruh auf die Bank. Am andern Morgen ist der Köhler todt. Was soll da nun noch der Soldat, er nimmt also seine Schätze, aber auch die Wachslichte, seinen Stab in die Hand und fort geht's in die weite Welt hinein. Er kommt bald aus dem Wald, darnach in eine große Stadt, lebt da herrlich und in Freuden lange Zeit und denkt, seine Reichthümer nehmen kein Ende. Sie gehen aber endlich doch zu Ende, ja er hat nicht einmal so viel, daß er sich Oel auf seine Lampe kaufen kann. Da fallen ihm die Wachslichte ein, die er aus dem Schachte mitgebracht hat; er nimmt eins davon, steckt's an und in dem Augenblick steht der eiserne Mann vor ihm und frägt, was er solle? Es ist der gewesen, der auf dem Thron in dem Schachte gesessen hat. Jetzt weiß der Soldat Bescheid und spricht: Er möge ihm einen Sack voll Gold bringen. Im Nu hat er das Gold, das Wachslicht geht aus, und der Mann ist verschwunden. Nun hat er wieder genug, und wenn's alle ist, muß der eiserne Mann wieder her und neues bringen. Von da reist der Soldat weg nach der Stadt, wo sein König wohnt, dem er gedient hat. Hier hört er, daß die Tochter davon wunderschön ist, keiner kriegt sie aber zu sehen. Weil er nun weiter nichts zu thun hat, und sonst ein schönes, vornehmes Leben führt, so kommt ihm der Gedanke, er will die Prinzessin einmal sehen. Deshalb steckt er sein Wachslicht an, es ist des Abends zehn Uhr gewesen, und gleich kommt der eiserne Mann zur Thür herein und frägt, was er wünsche. Hole mir die

Königstochter aus dem Schlosse hier her. Der mächtige Bote verschwindet und in kurzer Zeit ist er mit der Prinzessin da. Der Soldat läßt nun die Tochter entgelten, was ihr Vater ihm zugefügt hat. Sie muß ihm aufwarten, Stiefel putzen, die Stube fegen u. s. w., kurz die Dienste einer gemeinen Magd thun. Am andern Morgen vor Tag trägt sie dann der eiserne Mann wieder in ihre Schlafkammer im Schlosse. Als sie dann da aufwacht, geht sie zu ihrem Vater und erzählt, sie wisse nicht, ob es wirklich so gewesen sei, oder ob es ihr geträumt habe, sie sei in das Zimmer eines Soldaten gebracht und habe dem aufwarten müssen. Der König betrachtet seine Tochter und sieht schwarze Flecke in ihrem Gesichte. Da merkt er, daß es kann gewesen sein und sagt, sie möge diesen Abend ein Stück Kreide in die Tasche stecken, und an die Hausthür, in die sie hineingetragen würde, einen Strich und ein Kreuz machen, damit man das Haus wieder fände. Das that sie auch. Der eiserne Mann hatte es aber bemerkt und machte an alle Thüren der Stadt einen Strich und ein Kreuz. Am andern Morgen erzählte sie wieder ihrem Vater, wie es ihr gegangen wäre. Da befahl der König seinen Leuten, sie sollten das Haus aufsuchen, an welchem ein Kreuz und ein Strich mit Kreide gemacht wäre. Die Leute kamen aber unverrichteter Sache zurück, denn an allen Häusern stand das Zeichen. Der König wurde ärgerlich und befahl den Soldaten, sie sollten diesen Abend das ganze Schloß umzingeln, daß keine Maus hinein und heraus käme. Auch vor die Stubenthür seiner Tochter sollte eine starke

Wache gestellt werden. Er selbst wolle bei seiner Tochter bleiben. Aber dessen ungeachtet wurde sie am Abend doch weggeholt; denn den eisernen Mann konnte Niemand sehen und am andern Morgen erzählte sie wieder ihre Begebenheit; auch daß sie den Abend eine derbe Ohrfeige von dem Soldaten gekriegt habe, wovon sie noch die Finger auf der Backe sitzen hätte. Das war dem König zu arg und er sagte seiner Tochter ganz leise in's Ohr und machte drei Kreuze dazu, sie möge diesen Abend seinen goldenen Ring anziehen und denselben unter das Bett des Soldaten legen. Das that sie auch. Ach, sagte sie am andern Morgen, diese Nacht hat mich der Soldat fürchterlich geschlagen, weil ich ihm nicht ordentlich dienen wollte. Da befahl der König, jedes Haus in der Stadt nach dem Soldaten und dem versteckten Riug durchzusuchen und wo sie den Ring unterm Bette fänden, den Mann mitzunehmen und zu ihm zu bringen, dem das Bett gehörte. Es dauerte nicht lange, da wurde der Ring bei dem Soldaten gefunden, denn er hatte es nicht gemerkt, daß die Prinzessin den Ring da versteckt hätte. Unser Soldat wurde verurtheilt zum Strange, und der Tag dazu angesetzt. Drei Tage hätte er noch, sich zum Tode vorzubereiten. In der Zeit bekam er Gelegenheit, einen Boten in seine Wohnung nach den Wachslichten zu schicken. Der Bote brachte sie, erhielt dafür Geld genug und nun mußte der eiserne Mann her und dem Soldaten aus der Noth helfen. Der eiserne Mann sagte: Warte so lange, bis du auf dem Brett unter dem Galgen stehst. Dann kannst du noch eine Bitte thun, die muß dir gewährt werden. Du hast dann dein Wachslicht mit,

steckst es an und ich bin da. Ich werde dann meine Schuldigkeit thun. Wen ich treffe, dem thut der Kopf nicht mehr weh. So kam's auch. Der Soldat war fröhlich und guter Dinge, worüber sich der Gefangenwärter nicht wenig wunderte, aß und trank und schlief die Zeit hindurch so ruhig, als wenn ihm gar nichts darum wäre, daß er sterben müsse. Als er nun auf dem Brett stand, und der Henker ihm das neumodige Halsband umthun wollte, sagte der Soldat: Halt, so weit sind wir noch nicht. Ich habe noch eine Bitte, die wird mir gewiß noch gewährt. Ja wohl, sagte der König, der mit seiner Tochter auch hingekommen war, damit sie sah, wie es dem Bösewicht gieng, der sie so gelohnt hatte. Ja wohl, die Bitte soll dir gewährt sein, wenn sie nicht unbillig ist. Nein, sagte der Soldat, ich will nur noch einmal mein Wachslicht anstecken und brennen sehen. Das kann geschehen, sagte der König. Nun wurde das Wachslicht angesteckt; gleich war der eiserne Mann mit einem dicken Knüppel da, schlug zunächst den Henker und dann die zunächst stehenden Leute todt und mähte dazwischen fürchterlich, daß sie fielen wie die Fliegen und keiner konnte von der Stelle. Nun wurde dem König angst, wie der eiserne Mann mit seinem Knüppel näher und näher rückte. Da schrie er hin zu dem Soldaten, er möge dem eisernen Mann befehlen, daß er aufhöre zu schlagen; der Soldat solle auch die Prinzessin zur Frau haben. Da blies der Soldat das Licht aus und weg war der eiserne Mann. Der Soldat bekam seine Frau und hatte alles heillos in Respekt, selbst seinen Schwiegervater und wenn der so einmal

nicht wollte, wie er, brauchte er nur zu sagen: Na, soll der eiserne Mann kommen? Dann geschah alles, was der Soldat wollte. Später ist er noch König geworden; in großer Noth oder Krieg hat er noch bisweilen den eisernen Mann kommen lassen, und der hat ihm jedesmal geholfen. Als der Soldat aber todt ist, da sind auch die Wachslichte weg gewesen.

Der Stieglitz.

Ein armer Bergmann verdiente sich mit Vogelfangen manchen Groschen. Sein kleiner Gottfried, ein Junge von elf Jahren, fand auch viel Gefallen daran und machte sich oft mit dem Stellbusch allein fort und fieng auch öfters was. Einmal aber, da er schon den ganzen Morgen vergeblich aufgestellt hatte, kam ein Stieglitz und setzte sich ganz gemüthlich auf die Leimruthe und ließ sich fangen. Er zuckte noch nicht einmal, als der Knabe hinkam und ihn abnahm. Darauf gieng der Junge nach Haus, steckte den Vogel in ein Häuschen und hing ihn an die Wand, Mohn und Wasser natürlich that er erst ein. Am andern Morgen, als der Knabe füttert (den Vögeln allen Futter giebt) und an den Stieglitz kommt, liegt auf dem Boden des Vogelbauers ein goldenes Ei, so groß wie ein gewöhnliches Stieglitzei. Er nimmt's heraus und zeigt's am Abend dem Vater; da ist denn große Freude. Den Abend geht noch der Bergmann mit dem Ei, das pures Gold gewesen ist, zum Goldschmied und bekommt riesiges Geld dafür. So geht's einen Tag und alle Tag, ein Vierteljahr lang. Darnach fängt der

Stieglitz an zu reden und sagt: Ich habe euch ein Vierteljahr lang Eier gelegt, dadurch seid ihr reich geworden; jetzt muß ich aber wieder fort. Nun laßt mich wieder hinaus und stellt keine Vögel wieder, sonst verschwindet euer Reichthum, wie der Tag. Sie lassen ihn hinaus, husch ist er fort. Die Familie ist aber reich geblieben, weil sie nicht weiter Vögel gestellt hat.

Der Wundervogel.

Ein Nachtschichter, der im Spiegelthäler Pochwerk arbeitet und eben untergeschürt hat, setzt sich an einem schönen Sommerabend vor das Pochwerk auf die Bank und verzehrt sein Abendbrot. Die Tannen riechen so angenehm, und die Vögel singen so schön, daß es eine wahre Lust ist, da so allein zu sein. Als der Nachtschichter so recht vergnügt über das alles ist und sich über die Welt freut, die der liebe Gott so schön gemacht hat, kommt ein Vogel geflogen und setzt sich dem Nachtschichter gegenüber auf einen Tannenzweig; dann hüpft er näher zu dem Nachtschichter. Es ist, als wolle er sich ordentlich sehen lassen. Als aber dieser aufsteht und dem Vogel näher kommt, da fliegt das Thierchen fort und ist in den Tannen verschwunden. Am andern Abend nimmt der Nachtschichter etliche Leimruthen mit an die Arbeit, bindet dann eine starke an eine lange Stange und denkt damit den Vogel zu ergattern, wenn er wieder käme. Anfänglich läßt der Wundervogel lange auf sich warten, am Ende erscheint er; als aber der Nachtschichter ihm mit der Leimruthe nahe kommt, zieht er sich zurück und

verschwindet wieder im Tannenwald. So geht's drei Tage. Am dritten Abend lockt der Vogel den Nachtschichter den Berg hinauf und da läßt er sich fangen. Kaum hat ihn aber der Nachtschichter in der Hand, so verwandelt sich der Vogel in eine wundersam schöne Jungfrau, die sieht ihn so freundlich, so herzinnig an und spricht: Ich sehe aus der Mühe, die du dir meinethalben gegeben hast, daß du mich gern haben willst, küsse mich, so bin ich erlöst, und du wirst glücklich. Dieser ist aber blöde und schüchtern, wagt die schöne vornehme Dame, die in grünen seidenen Kleidern vor ihm steht, nicht anzurühren, noch viel weniger zu küssen und zieht sich scheu und langsam zurück. Sie seufzt und bittet und sieht ihn so flehentlich an; er ist aber so dumm und erfüllt ihren Wunsch nicht. Da geht sie weinend fort und verschwindet mit einem tiefen und lauten Seufzer im Walde. Kaum ist sie aber verschwunden, so fängt ihm sein Betragen an zu reuen, er wendet um, sucht sie, sie ist aber nirgend zu finden. Aus Gram, daß er das hübsche Mädchen nicht erlöst hat, wird der Nachtschichter krank und in neun Tagen ist er todt. In seiner Krankheit hat er die Geschichte erzählt. Bei der Beerdigung folgen viele junge Mädchen der Leiche, und als der Sarg hinabgelassen wird, kommt ein wunderschöner Vogel aus der Luft herab und fällt mit einem herzzerreißenden Pfiff in das Grab hinein. Alle Folger haben's gehört und gesehen. Das ist wahrscheinlich das unglückliche Mädchen gewesen und dadurch wird sie auch erlöst sein.

Die Springblume.

Eine Frau in Wildemann geht herauf nach Zellerfeld, und will für ihr krankes Kind Medicin holen. Ganz heiß kommt sie den Berg herauf an die Bettelmannswiese, die zwischen Wildemann und dem Jochner Gaipel liegt, ehe man nach der Ernst-August-Höhe kommt. Auf der Wiese stehen viele schöne Blumen, eine aber ist sehr groß und sehr schön. Weil sie nicht weit vom Weg ist, will die Frau sie pflücken, als sie aber hinkommt und zugreift, springt die Blume von dem Fleck weg, wohl zwanzig Schritte weit. Dahin geht die Frau auch, aber die Blume springt wieder weg und das geschieht dreimal. Da denkt die Frau, das geht nicht mit rechten Dingen zu, du sollst dich nach Zellerfeld machen und sie geht fort. Als sie wieder zurückkommt, steht die Blume wieder am Wege. Jetzt, denkt die Frau, sollst du nochmals versuchen, die Blume zu pflücken, und sieh, jetzt springt sie nicht weg. Die Frau nimmt die Blume mit nach Wildemann und als sie an die ersten Häuser kommt, steht da eine alte Frau, die hat viel verstanden und spricht: Frau Base, diese Blume hilft ihrem Kind vom Tode. Laßt die Medicin weg und kocht ihm eine Tasse Thee davon, dann wird euer Kind gesund. Das that die Frau und ihr Kind wurde gesund. Von der Blume ist nichts wieder zu sehen gewesen, viele Leute haben sie auf der Wiese gesucht, aber nie wieder gefunden.

Gutentag und Gutenabend.

Es war einmal eine arme Wittwe, die hatte zwei Söhne, der älteste davon hieß Gutentag, der jüngste Gutenabend, beide Knaben waren gut und fromm; denn die Mutter hatte sie in Gottesfurcht auferzogen und Jedermann liebte sie deshalb. Die Mutter wurde einst krank und fühlte, daß sie bald sterben müßte. Da rief sie die beiden Kinder zu sich und sprach: Kinder, ich werde nicht lange mehr leben, versprecht mir aber bei eurer Liebe und Seligkeit, daß ihr fromm und gut bleiben wollt und stets auf Gott vertrauen, dann wird er euch nicht verlassen. Die Knaben weinten und versprachen's der Mutter, gut und fromm zu bleiben. Bald darauf starb die Mutter, und die Kinder folgten ihrer Leiche. Als sie vom Kirchhof zurückkamen, sprach Gutenabend zu Gutentag: Ach, wer wird nun für uns sorgen und sich unserer erbarmen, wenn wir hungrig sind und matt? Gutentag sagte aber: Sei ruhig, lieber Bruder, sorge nicht. Weißt du nicht, was die Mutter sagte, als sie bald sterben wollte? Der liebe Gott im Himmel wird für uns sorgen; darum laß uns zusammen fort gehen und ein Unterkommen suchen. Das müssen wir thun. Darauf nahmen sie ihre wenigen Habseligkeiten und wanderten aus. Es war schon Abend, als sie in eine große Stadt kamen. Hier giengen sie von Haus zu Haus, Straße auf und nieder, aber Niemand war zu finden, der die Knaben aufnehmen und versorgen wollte. Da hörten die Kinder, daß ein vornehmer Herr einem andern zurief:

Guten Abend, guten Abend! Geschwind lief Gutenabend hin zu dem Manne, denn er meinte, der Herr riefe ihn, und fragte, was er solle. Doch dieser fuhr den Knaben hart an und nannte ihn einen dummen Jungen. Gutenabend gieng betrübt zu seinem Bruder zurück. Die Sonne gieng unter, es fieng an dunkel zu werden und noch immer hatten sie kein Unterkommen gefunden. Hungrig, traurig und müde legten sie sich unter einen Baum, beteten aber erst zum lieben Gott, er möge sie beschützen und schliefen darauf bald ein. Am folgenden Tage giengen sie weiter, kamen in manches Dorf, fanden aber immer noch kein Unterkommen, bis sie zuletzt ein guter Bauersmann anredete und zu ihnen guten Tag sagte. Gutentag gieng natürlich gleich zu ihm und fragte, was er solle. Dem Manne gefielen die Knaben, sie mußten ihm ihre Geschichte erzählen, davon wurde er so gerührt, daß er sie zu sich nahm. Nun hatten sie ein Unterkommen. Der Mann sagte, wenn Gutenabend seine wenigen Schafe und Gaisen hüten und Gutentag auf dem Felde mit helfen wollte, so würde er ihnen gern Essen und Trinken und alles geben, was sie nöthig hätten. Die Knaben versprachen, recht gern arbeiten zu wollen, was ihr Wohlthäter haben wolle. Gleich am ersten Tage, als Gutentag auf dem Feld mit grub, kam sein Spaten auf etwas Klingendes; er machte es bloß und siehe, es war eine Kiste mit Gold und darin lag ein Zettel, auf welchem geschrieben stand: „Freue dich, du Glücklicher, das ist dein. Wende es nützlich an." Gutentag rief sogleich seinen Wohlthäter und zeigte ihm den Schatz. Der gute Mann freute sich herzlich über den Fund und beide

brachten ihn in Sicherheit. Des Abends kam Gutenabend mit einer ganzen Menge Schafe und Ziegen nach Haus. Woher hast du die vielen Schafe und Ziegen, fragte er den kleinen Hirten, ich habe dir nur zwei Schafe und zwei Ziegen gegeben? Der Knabe aber behauptete, er habe gleich so viel gehabt und weiter wisse er nichts. Da nahm sie der Landmann in seinen Stall und behielt sie. Er sollte aber nicht lange in Ungewißheit bleiben, woher das Alles gekommen sei. Als sie des Abends in der Dämmerung bei einander saßen und von den Erlebnissen sich erzählten, wurde es mit einemmal hell im Zimmer, eine bildschöne, glänzende Frau trat zu ihnen, das war aber eine wohlthätige Fee, lächelte sie freundlich an und sagte zu dem Landmann: Du hast dich der armen Kinder erbarmt, dafür habe ich dich wieder belohnt. Der eine hat Dir einen guten Tag und der andere einen guten Abend gebracht. Damit war sie verschwunden. Der Landmann und die beiden Knaben blieben aber bei einander, bis sie der Tod trennte. Geld und Gut hatten sie genug. Dabei blieben sie aber auch gut.

Der Magnetberg.

Ein junger hübscher Bergmann wandert aus und geht auf's Wasser. Er ist schon lange auf der See, da kommt Sturm und das Schiff treibt vom Weg ab an eine Insel, auf der ein Magnetberg gewesen ist. Voll Schrecken sagt der Schiffskapitain, wir sind verloren, denn das Schiff sitzt fest und wird von dem Magnet-

berg gehalten, der auf der Insel seinen Kopf in die Höhe streckt. Wenn doch nur einer unter uns wäre, der an's Land gienge, auf den Berg stieg und dort oben drei Schläge auf die Trommel thäte, die da oben steht. Er kommt zwar mit dem Leben nicht davon; das Schiff mit allem, was darauf ist, würde dann aber gerettet sein. In ihrer Noth loosen alle Männer, die auf dem Schiffe sind, und da triffts einen Matrosen, der eine Frau und sechs Kinder hat. Das dauert dem Bergmann und er sagt, ich bin ledig und los, ich will für dich hingehen und dadurch dich für deine Familie und das Schiff mit allem was darauf erhalten. Da läßt er sich an's Land bringen, geht gleich den Berg hinauf und thut die drei Schläge auf die Trommel. Beim letzten Schlag dröhnt der Berg aber so gefährlich, daß dem armen Menschen die Sinne vergehen; doch fühlt er noch so viel, daß er wo hineinfällt. Als er erwacht, ist er in einem Zimmer, darin brennt kein Licht, und doch ist alles hell gewesen, heller als wenn die Sonne so recht klar scheint. Das ist aber von Edelgestein=Geflimmer und Gefunkel gekommen. Der Bergmann verwundert sich erst, dann aber besieht er sich das Zimmer und die Sachen, die darin sind, näher. Da stehen schöne sammetne Ruhebetten, Stühle und Tische sind von purem Crystall, eine wahre Pracht! und auf einem Bette liegt ein großer goldener Ring, der die Gestalt einer Schlange gehabt hat, den man um den Hals hängen konnte. Auch den nimmt er hin und sieht ihn an und hat seine Verwunderung darüber. Beim Besehen kommt's ihm aber vor, als wenn sich der Ring bewegte und da bemerkt er ganz deutlich, daß die Schlange die

Augen bewegt. Er hat nichts Arges daraus und legt sich mit der Schlange auf dem Schooß auf ein Bett, und schläft ein; er hat lange in keinem Bette und in seinem Leben auf so schönem Bette nicht geschlafen. Wie lange er da gelegen hat, das weiß er nicht; er wacht auf und siehe, eine bildschöne Jungfrau steht vor ihm und spricht:

Du hast dich nicht gefürcht't.
Ich hab für dich gebürgt.
Du sollst gerettet werden
Und glücklich sein auf Erden.

Darnach giebt sie ihm eine Krone, die mit kostbaren Edelsteinen geziert ist und spricht: jetzt komm mit, ich will dir den Ausgang aus diesem Berge zeigen. Darnach führt sie ihn aus dem Berg auf entgegengesetzter Seite, wo er hinaufgegangen ist, nimmt Abschied von ihm und spricht: Wenn du mich nöthig hast, setze die kleine Krone auf und ich bin bei dir, doch darfst du mich nur dreimal rufen. Er will ihr danken, sie in Arm nehmen und küssen, sie aber spricht: Nein, das leid ich nicht, sonst bist du verloren und im Nu ist sie im Berg verschwunden.

Der Bergmann geht nun fort und kommt bald darauf in einen weiten großen Wald und zuletzt zu Leuten, wie er sie noch nie gesehen hat; die sind nämlich ganz schwarz gewesen und nackend gegangen. Erst lacht er darüber, dann ist er aber froh, daß er wenigstens bei Menschen lebt. Alle sind so freundlich und gut mit ihm, geben ihm Essen und Trinken und führen ihn nachher zu ihrem König. Auch der ist recht artig und liebreich gegen den Bergmann und winkt ihm, er solle bei ihm bleiben. Er bleibt denn auch bei diesem. Nun hat der König eine

Tochter gehabt, ein recht rundes, munteres, schwarzes Mädchen. Das ist gegen den Bergmann aber am allerfreundlichsten, nur haben sie nicht miteinander sprechen können; denn einer hat des andern Sprache nicht verstanden. Aber trotzdem haben die beiden doch immer bei einander gesessen und sich lieb gehabt, und der Alte hat sich darüber gefreut. Es hat nicht lange gedauert, da kann der Bergmann aber auch die Sprache sprechen und da hat denn der Mohrenkönig gesagt, der Bergmann solle seine Tochter zur Frau haben. Der Bergmann denkt, so eine Frau ist doch besser, wie gar keine und heirathet das Mädchen. Dabei trägt er aber stets seine Krone bei sich. Einstmals geht er mit seiner Frau spazieren; da begegnet ihm eine Leiche, die begraben werden soll. Dahinter her geht eine Frau, hat ein Brötlein im Arm und einen Krug Wasser in der Hand. Das ist die Frau des Mannes gewesen, der beerdigt wird. Der Bergmann frägt seine Frau, warum die Frau das Brot und das Wasser dahinter her trüge? Da sagt ihm denn sein schwarzes Weiblein: Wenn ein Ehemann hier stürbe, so würde die Frau mit beerdigt und stürbe eine Frau, so würde der Mann mit beerdigt und bekäme dann ein Brötlein und einen Krug voll Wasser mit. Da fängt's dem Bergmann aber an zu reuen, daß er die Königstochter genommen hat und er spricht: Frau, stirb mir nur nicht, daß ich nicht lebendig mit begraben werde. Ich will lieber zuerst sterben. Das zieht sie sich zu Gemüthe, und nach einem halben Jahre ist sie todt und muß beerdigt werden. Natürlich der Bergmann mit. Er bekommt ein Brötlein und einen Krug Wasser. Das

Grab ist aber in einem hohlen Berg gewesen. Da hinein werden die Todten gesetzt, und die Lebendigen dabei gebracht und dann der Berg verschlossen, daß keiner heraus gekonnt hat. Als der Bergmann in der Finsterniß bei dem Sarg seiner Frau sitzt, so hört er in der Ferne ein leises Brummen und es überläuft ihn eisig kalt. Da nimmt er seine Krone, setzt sie sich auf und spricht: O, Retterin hilf mir! Da ist die Jungfrau aus dem Magnetberg da und frägt: Womit soll ich dir helfen. Führe mich aus diesem Berg wieder heraus. Ja, sagt sie, hörst du das Brummen? Das kommt von dem Bären, der die Todten und Lebendigen hier verzehrt, und dem du auch verfallen bist, ihm werde ich's auftragen, dich zu befreien. Sie zündet ein Licht an und gleich ist der Bär da und will dem Bergmann zu Leibe. Die Jungfrau aber spricht: Halt! siehst du nicht das Kleinod, das er trägt? Befreie ihn. Da wird der Bär ganz gemüthlich und führt den auf den Tod Geängstigten zu einer geheimen Oeffnung aus dem Berg und spricht beim Weggehen: Eile, daß du das Land verläßt, findet man dich wieder lebendig, so wirst du getödtet. Lange hat der arme Bergmann am Meeresstrande auf ein Schiff gewartet; es ist aber keins gekommen und er hat in beständiger Todesgefahr geschwebt. Da nimmt er zum zweitenmale seine Krone und spricht: O, Retterin hilf mir. Da ist die Jungfrau wieder da, und frägt, was er wolle. Da spricht er: Ich bin arm und verlassen, verfolgt und möchte so gerne wieder nach meiner Heimath und kann nicht weg. Schau um dich, sagt sie, da liegen Steine, davon steck zu dir und dort kommt ein Schiff, das legt hier an;

darauf kannst du entfliehen. Er schaut auf, sieht eine ganze Menge Gold und Edelsteine bei sich liegen, er steckt davon seine Taschen voll und denkt, nun hast du genug. Dann kommt das Schiff, er gleich hin, steigt ein und fährt mit ihm zurück und kommt glücklich zu den Seinigen. Die Steine haben ihn reich gemacht, er hat noch lange gelebt und seine Schicksale erzählt und zuletzt, wie sein Stündlein kommt, daß er bald sterben muß, da nimmt er sein Krönlein und spricht: O, Retterin hilf mir. Da ist die Jungfrau wieder da und spricht: Sieh, da die Waise, welche dich bisher pflegte und dir beistand, sie wird dir die Augen zudrücken. Da war sie und die Krone verschwunden. Er wandte sich im Bett um und war todt.

Das Männlein auf dem Gefluther.

Im achten Claustbaler Pochwerk hat einst einmal ein Nachtschichter gepocht, der that gern was, wenn er mußte, daher wünscht' er sich, wenn doch einer für ihn pochte. In der Nacht, so gegen Pfingsten, ist auf einmal abgeschützt, und das Pochwerk steht gleich stille. Der Nachtschichter geht auf's Gefluther, und will wieder anschützen. Da sitzt oben ein kleines Männchen darauf und sagt zu ihm:

„Ruhe dich,
Ich poch für dich!“

Dabei frägt es: Wie es denn herein pochen sollte. Da sagt der Nachtschichter, es solle nur arm herein pochen. Darnach geht er in's Kämmerchen, und legt sich auf's

Ohr. Das Männlein weckt den Schläfer und giebt ihm ein Goldstück und sagt:

„Verräthst du mich,
So poch ich dich!“

Am andern Morgen sind alle Kästen voll von armem Schlieg. Der Steiger wundert sich und sagt, wie der Nachtschichter das angefangen habe und spricht: Ja besser wär's, wenn es nun gleich reicher Schlieg wäre. Am zweiten Abend geht's wieder so, da sagt aber der Nachtschichter, er möchte nun reichen Schlieg haben. Alle Kästen sind am folgenden Morgen voll vom reichsten Schlieg. Am dritten Abend wird um elf Uhr abgeschützt, der Nachtschichter geht wieder auf's Gefluther und findet da das kleine Männchen und dankt ihm für seine Arbeit und sagt dabei, wenn's nur immer so gienge. Das Männchen sagt:

„Verrath mich nur nicht,
Ich thu meine Pflicht.“

Das thut denn auch der Nachtschichter lange Zeit, denn er hat's dabei gut gehabt, und sein Steiger hat die meisten Röste geliefert, und sein Pochwerk ist in kurzer Zeit das beste geworden. Darüber will das Bergamt Aufschluß haben, damit es in andern Pochwerken auch so gemacht werden kann. Der Steiger wird gefragt, der weiß es aber nicht und frägt den Nachtschichter, der aber will mit der Sprache nicht heraus. Endlich kommen die Herren nach dem Pochwerk, der Oberbergmeister, Pochverwalter, Obersteiger und noch andere und da soll der Nachtschichter bekennen, wie er's anfängt, so viel und so reichen Schlieg zu schaffen. Er will und will erst nicht

daran; denn auf dem Schrank sitzen zwei kleine Männchen. Das eine droht, er soll's nicht verrathen; das andere winkt, er soll's sagen. Endlich, weil sie ihn alle so anhauchen und abkanzeln, ja mit Absetzen und Verbrennen drohen, weil er ein Hexenmeister wäre, so sagt er's, und da sind die Männlein weg, und die Herren sind ebenso klug, wie vorher, denn das haben sie nicht einrichten können. Des Nachts um elf Uhr wird wieder abgeschützt. Der Nachtschichter geht hinauf nach dem Geschütz, und das Männlein ist wieder dabei und frägt, was es pochen sollte? Da sagt der Nachtschichter, die Herren hätten ihn gezwungen, es sagen zu müssen, und nun wolle er ihnen auch einen Streich spielen; diese Nacht möchte das Männchen Fleisch und Blut herein pochen. Ja, sagt das Männchen, das hätte es sich auch schon vorgenommen. Darauf legt sich der Nachtschichter hin. Kurz vor elf Uhr ist der Nachtsteiger dagewesen und hat mit dem Nachtschichter gesprochen. Um elf Uhr kommt der Nachtsteiger wieder, da haut das Pochwerk, er geht hinein und siehe da, der Nachtschichter liegt unter den Stempeln und ist zerstampft. Da hat man's denn gleich heraus gehabt, daß ihn das Männchen untergeschürt hat.

Die Clausthaler Münze.

Die Clausthaler Münze hat in alten Zeiten einmal lange stille gestanden und ist kein Geld darin geschlagen, weil's nicht richtig darin war. Da haben denn die Andreasberger und Wildemänner Münzen desto mehr thun

müssen und davon rühren noch immer die Wildemänner Münzen und Andreasberger feinen halben und ganzen Gulden, Sechsgroschenstücke, Mariengroschen und Pfennige her. Jetzt werden sie seltener. Nur bisweilen sieht man noch das feine Silbergeld in Sparbüchsen und als Rarität. Wildemänner und Andreasberger Pfennige werden aber noch oft in großen Mengen bei Kartenspielern gefunden. Es wird nicht um einzelne gespielt, nein um Dutzende, um zu sehen, wie viel einer gewonnen oder verloren hat. Wenn das Spiel vorbei ist, so wandern sämmtliche Pfennige entweder in einen Beutel oder in eine Probenbüchse bis zum nächsten Spieltag. Gut das.

Na, die Clausthaler Münze mußte lange Zeit eingestellt werden, weil keiner darin bleiben konnte; alle Nacht kam einer darin um's Leben. Da war's denn natürlich, daß am Ende keiner mehr darin wohnen blieb und ohne Wache konnte doch die Münze auch nicht bestehen. Lange Zeit war hingegangen, und kein Geld mehr darin gemünzt. Da kam einmal ein vornehmer Herr zum Besuch beim Berghauptmann. In der Unterhaltung kam die Rede auch auf die eingestellte Münze, daß keiner sich unterstünde darin zu bleiben, und sie deswegen eingestellt wäre. Da sprach der vornehme Herr, er wolle es einmal versuchen. Der Berghauptmann wollte seinen Freund erst nicht hinlassen, nachher gab er's aber doch zu. Am folgenden Morgen fand man den armen Menschen todt in der Münze, auf dem Hofe lagen aber seine Beine, die ihm ausgerissen waren. Kurze Zeit darauf kommt ein Soldat hier nach Clausthal, hört die Geschichte von der verwünschten Münze und will sie

erlösen. Aber auch er wird todt herausgebracht. Sein Kopf lag am andern Morgen beim Rumpf. Zuletzt kommt ein fremder Bergmann zugereist, der ist klein und buckelig, aber höllisch dreist und pfiffig gewesen. Der läßt sich des Abends in die Münze schließen. Vorher hat er sich aber zwei Lichte, zwei Degen und zwei geladene Pistolen und die Bibel hinbringen lassen. Des Abends steckt er seine Lichte an und setzt sich oben auf die Justirstube, legt seine Waffen zurecht und liest in der Bibel. So nach elf Uhr kommt eine Gestalt zur Thür herein, die ist länger gewesen, wie die Stube hoch; bleibt dann erst stehen, wie sich aber der Bergmann in seinem Lesen nicht stören läßt, setzt sie sich neben ihn auf den andern Stuhl, hört und sieht ihm zu. Dem Bergmann wird aber doch bei der Gesellschaft grün und gelb vor den Augen. Zur Vorsicht hat er die Hand an der Pistole, damit, denkt er, ist er geschützt. Die Gestalt regt sich nicht, bis es zwölf schlägt, dann geht sie ruhig zur Thür hinaus. Von da geht die Nacht ruhig hin, nichts läßt sich weiter sehen noch hören. Die zweite Nacht geht eben so hin; als es aber in die dritte kommt, da denkt der Bergmann, diese Nacht geht's dir an's Leben. Die Nächte hindurch hat dich die Gestalt nur sicher machen wollen. Du sollst deshalb gleich von vorn herein laut in der Bibel lesen, damit die Gestalt das Gotteswort hört, so läßt sie sich dadurch wohl zwingen. Richtig. Elf Uhr kommt die Gestalt wieder; ihr ganzes Wesen ist aber sehr gefährlich. Da liest der Bergmann eben die Worte: Thut Buße u. s. w. Da fängt die Gestalt an zu reden und spricht: O du glücklicher Mensch, der

du ausersehen bist, einen unglücklichen Geist zu erretten. Ich sage dir, die Engel werden sich über dich und mich freuen; denn du hast mich zur Buße geführt, du hast mich aus den Krallen des Teufels erlöst. Wisse, ich bin der vorige Münzmeister, der so viel betrogen und so viel Silber über die Seite geschafft hat, und der sich selbst das Leben nahm. Komm mit, ich will dich reich machen dafür, daß du mich zum Geständniß gebracht hast. Er geht mit ihm hinab in den Pferdegaipel und zeigt ihm in der Ecke einen Stein, den möge er in die Höhe heben, so würde er unendliche Schätze finden. Er aber (die Gestalt) würde sich nie wieder sehen lassen und nun könne wieder gemünzt werden. Von da an hat der Bergmann genug gehabt, und die Münze ist wieder in Gang gekommen, bis dahin, daß sie nach Hannover verlegt wurde.

Der weise Mann und der Handwerksbursch.

Ein frommer und weiser Mann wandert da aus, wo er gewohnt hat; denn die Leute sind ihm alle nicht recht gewesen; der eine hat gelogen, der andere betrogen; der dritte ist falsch; der vierte ein Dieb gewesen und so fort; er hat an jedem was auszusetzen gehabt. Kaum ist er aus seiner Vaterstadt heraus, so kommt er bei einen Handwerksburschen und beide reisen miteinander. Am Abend kommen sie müde und marode in ein Dorf und wollen bei einem reichen Bauer bleiben und da schlafen; der Bauer aber spricht, wo sie sich denn denken könnten, daß er jeden Landstreicher, der aus der weiten Welt daher

käme, ein Nachtlager geben könnte. Da hätte er viel zu thun. Sie möchten weiter gehen. Sie gehen auch weiter und sind betrübt über den Geizhals, der sie so angefahren und von seiner Thüre gewiesen hat. Da klopfen sie an eine kleine Hütte an, darin haben recht arme Bauersleute gewohnt. Dem Bauer haben sie kaum ein Wort gesagt, daß sie diese Nacht gern bei ihm bleiben möchten, so zieht er sie gleich herein, setzt ihnen Abendbrot vor; es ist aber nur dicke Milch und Erdäpfel gewesen und macht ihnen ein weiches Strohlager zurecht. Nun gehen alle zur Ruh und schlafen recht sanft die Nacht. Des Morgens steht der Handwerksbursch auf, es ist noch halb dunkel gewesen und sucht im Zimmer umher. Da findet er einen silbernen Becher, welchen er gleich in seine Tasche steckt. Nachher steht der Bauer mit seiner Familie auf, alle thun ihr Dankgebet und bereiten für sich und die Fremden das Morgenbrot. Nachdem das verzehrt ist, gehen die Reisenden weiter. Der weise Mann macht dem Handwerksburschen Vorwürfe darüber, daß er den Becher mitgenommen habe, da sie doch so gastfreundlich aufgenommen und nach Verhältniß gut bewirthet wären. Der Handwerksbursch sagt aber, er kümmere sich nicht um ihn, er möge auch über das nicht richten, was er nicht verstände. Darauf gehen sie weiter. Da kommen sie zu einem reichen Gutsbesitzer, werden auch da gut aufgenommen und bewirthet. Beim Weggehen zieht der Handwerksbursch den Becher heraus und sagt, er wolle seinem Wirt diesen Becher aus Dankbarkeit und zum Andenken schenken; er möge den Mittag auf der Reisenden Wohl daraus trinken. Dann

gehen sie fort. Das ist dem Weisen aber auch nicht recht, er muß aber schweigen. Hierauf kommen sie wieder des Nachts schon sehr spät in eine kleine Hütte, die ganz abgelegen im Felde gestanden hat und finden darin bei herzensguten alten Bauersleuten Speise und Obdach. Kaum haben sie sich aber hingelegt und sind alle in tiefen Schlaf verfallen, da steht der Handwerksbursch auf, macht leise Feuer und zündet die Hütte an. Das sieht der Weise, erhebt sich gleich von seinem Lager, weckt die alten Bauersleute und rettet mit dem Handwerksburschen nicht allein den alten Bauer mit seiner Frau, sondern auch ihr bischen Armuth, was sie im Hause gehabt haben. Dann gehen die Reisenden weiter. Als sie nicht mehr von den Bauersleuten gesehen werden können, spricht der Weise zu dem Handwerksburschen: Jetzt bliebe er nicht mehr bei ihm, er möge hingehen, wohin er wolle. Er wäre zu gefährlich. Sein ganzes Thun wäre schlecht. O nein, sagt der Handwerksbursch, und in dem Augenblick steht ein Engel vor dem Weisen, der spricht: Sieh du, Kurzsichtiger, der Becher, den ich den guten Bauersleuten wegnahm, war ein Giftbecher. Wer daraus trinkt, muß sterben. Die guten Alten aber sollten noch leben bleiben, darum nahm ich ihnen den Becher. Der reiche Gutsbesitzer, welchem ich das Kleinod schenkte, sog die armen Bauern aus, er mußte von der Welt, wenn es die Bauern wieder gut haben sollten, darum gab ich ihm den Becher. Gestern Nachmittag lag der Gutsbesitzer auf dem Stroh. Die Hütte, die ich ansteckte, war bestimmt, diese Nacht von der ruchlosen Hand eines Mordbrenners angesteckt zu werden, wobei die

armen Bauersleute umkommen sollten. Der Mordbrenner war der Sohn des Abgebrannten. Darum steckte ich die Hütte an, damit sie der nicht anstecken konnte. Jetzt sind die Alten mit sammt ihrem Eigenthum gerettet, und der Plan des Bösewichts zerstört. Sieh, du Mensch, der du ein Weiser sein willst, richte nicht die Thaten Gottes, sondern sprich stets: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Darnach war der Engel verschwunden.

Das Dreigroschenstück vom Bergmönch.

Vor langer Zeit, es mögen an sechszig bis siebzig Jahre sein, wohnte eine Wittwe unten in Zellerfeld, die hieß L. und gieng in's Land, kaufte dort Butter, Eier, Schinken, Flachs und dgl. und verkaufte es hier wieder. Mit dem Handel ernährte sie sich und ihre Kinder. Einmal, es war im Herbst, geht sie schon früh um drei Uhr mit der Laterne fort und will nach Mönchhoff. Kurz vor Grund kommt ihr ein Wagen entgegen, darin sitzt ein Geschworner; denn er hat solch Zeug angehabt und hält ein großes flackerndes Unschlittlicht in der Hand. Die Frau bietet ihm freundlich einen Guten Morgen! Der Geschworne dankt auch freundlich wieder und frägt, wohin sie so früh schon wolle. Sie sagt, nach Mönchhoff, sie müsse für ihre Kinder sorgen, ihr Mann wäre voriges Jahr in Stücken nach Haus gebracht; nun müsse sie ihre sechs Kinder ernähren und da dürfe sie keinen Augenblick versäumen, müsse des Morgens früh und des Abends spät auf den Strümpfen sein, und keine Arbeit scheuen. Da greift der Geschworne in die Tasche, giebt

ihr ein Dreigroschenstück und spricht: Kauft euren Kindern dafür Brot. Die Frau bedankt sich und sagt Adieu, und der Geschworne fährt weiter. Als es Tag wird, besieht sie das Geldstück, es ist neu, blank und steht Schlägel und Eisen darauf, und ein merkwürdiges Wappen, wie ein Mönch. Sie hat nichts Arges daraus, geht nach Mönchhoff, kauft ein und giebt auch das Dreigroschenstück mit aus. Darnach geht sie wieder zurück. Unterwegs wird sie hungrig und wünscht sich, hätte sie nur noch ein paar Pfennige, so würde sie sich dafür etwas Brot kaufen. Von ungefähr greift sie in die Tasche und findet ihr Dreigroschenstück darin, das ihr der Geschworne gegeben hat. Sie freut sich darüber, hat nichts Arges daraus, kauft sich in Grund etwas Brot und Wurst und giebt das Geld dafür hin, bekommt auch noch etwas davon zurück; dazumal ist noch alles sehr wohlfeil gewesen. Als sie zu Haus ist, muß sie Öl kaufen, greift in die Tasche und siehe, da hat sie das neue Dreigroschenstück mit dem Schlägel und Eisen wieder in der Hand. Da fällt's ihr auf und sie weiß nicht, wie das zugeht; sie meint, sie hat's in Grund ausgegeben und doch ist's wieder da. Endlich denkt sie, du kannst dich doch geirrt haben und giebt es nun für Öl aus; bekommt wieder etwas zurück. So geht's noch ein, zwei, drei und viermal, immer ist das Dreigroschenstück wieder in ihrer Tasche. Da sie sich nun nicht daraus zu finden weiß, erzählt sie's ihrer Nachbarin und die meint, das Geld hätte ihr wahrscheinlich der Bergmönch gegeben. Das sollte sie ja in Ehren halten, dadurch könnte sie aus aller Noth kommen und sogar reich werden,

denn solch ein Geschenk wär' selten. Nein, sagt die Wittwe, wenn das wäre, so würde sie es um keinen Preis der Welt behalten, mit solcher Hexerei wolle sie nichts zu thun haben. Darauf hängt sie ihren runden Mantel um, geht nach dem Mühlenteich und wirft das Dreigroschenstück hinein. Wer's nun haben will, kann sich's in dem Schlamm suchen, wird aber lange zu klauben haben.

Der Schatz im Stalle.

Mitten in Zellerfeld hat einmal eine Frau gewohnt mit Namen K., die lebte von ihren Kühen. Bei ihr ist die beste Butter, der fetteste Käse und immer Milch zu haben gewesen. Die Milch hat zwar manchmal einen Stich in's Blaue gehabt; man ist aber froh gewesen, daß man sie bei ihr hat kaufen können. Mit der Rechtlichkeit hat's die Frau K. aber auch nicht immer sehr streng genommen; ja, es ist oft das Gerede gegangen, sie betröge, wo und wie sie könne. Es mußte aber auch was dran sein; denn ihr Vermögen war nachher so groß, daß sie es unmöglich mit dem Lohn ihres Mannes, der schlichter Bergmann war und den Milch- und Butterpfennigen so weit hätte bringen können. Mit ihrem Manne, der ein frommer Stümber war, und das Unrecht oft nicht mit ansehen konnte, lebte sie oft in Eifer und da gab's denn zuweilen Backpfeifen. So gieng eine Woche und ein Jahr nach dem andern hin und der arme Mann trägt ruhig seine Last und spricht zu keinem davon. Da wird mit einem Male die Frau so schrecklich

krank, daß ihr kein Doctor helfen kann und nach vierundzwanzig Stunden thut sie einen schrecklichen Schrei und weg ist sie. Der Mann grämt sich und trauert darüber, hört aber auch wieder auf. Er nimmt sich ein Mädchen, das besorgt ihn und seinen Kuhstall und alles geht seinen guten Gang in dem Hause, ja besser, wie vorher. Eines Abends ist das Mädchen im Stall und melkt die Kühe, da geht die Stallthür auf und herein tritt die vor einiger Zeit gestorbene und begrabene Frau K. und reicht ihm die Hand. Vor Schreck läßt das Mädchen den Eimer mit der Milch fallen und läuft, ohne die Hand anzurühren, gleich nach seinem Herrn in's Haus. Der hat aber von dergleichen Erscheinungen schon gehört und spricht: Jetzt kann uns das Hinausgehen nichts helfen, denn meine Frau ist verschwunden; aber morgen Abend, wenn sie dann wieder kommt, so reich ihr, statt deiner Hand einen Stock oder Ast hin, dann wirst du sehen, was geschieht; ich werde dir Gesellschaft leisten. Am folgenden Abend geht der K. mit dem Mädchen in den Stall, das Mädchen setzt sich unter die Kuh, fängt an zu melken und sieh, da kommt die Frau wieder herein, auf das Mädchen zu und reicht ihm die Hand. Diesmal ist es beherzter und reicht ihr einen Stock hin. Wie ihn aber die Frau anfaßt, brennt er lichterlohe, und die Frau scheint selbst darüber betroffen zu sein. Da zeigt ihr (ihr) Mann den Weg aus dem Stall und spricht: Sie solle sich nun nicht mehr um sein Eigenthum bekümmern und machen, daß sie weg käme. Da zeigt sie aber nach einer Stelle nahe bei der Stallthür und spricht mit hohler und langsamer Geisterstimme:

Hebet die Bohlen auf und vertheilt das Geld den Armen. Die Pfennige sind die, die du mir gabst, Mann, damit ich sie den Armen geben sollte und die ich den Armen betrüglicher Weise abnahm. Das Silbergeld habe ich durch Betrug bei der Butter und dem Käse. Das Gold stahl ich beim Brande. Und so ist nichts davon unser rechtmäßiges Eigenthum. Da ist sie verschwunden. Der Mann hebt die Stallbohlen auf und da stehen drei Kästen, in dem einen sind lauter Pfennige, in dem andern Silbergeld, in dem dritten sind lauter Goldstücke. Er weiß nicht, ob er sich darüber freuen soll oder traurig sein. Das Geld wird mit den Kästen in's Haus gebracht und nach Wunsch der Frau vertheilt, aber nicht auf einmal, sondern so nach und nach; daran haben die Armen in Zellerfeld lange Zeit genug gehabt. Man hätte nun meinen sollen, sie könne nun Ruhe in ihrem Grabe haben, nachdem das Geld vertheilt wurde und war; aber nein, alle Abend kam sie in den Stall und sah nach der Stelle, wo das Geld gesteckt hatte. Das erste Mädchen hatte nichts Arges mehr daraus, als das aber wegheirathete und ein anderes dafür in die Stelle kam, da gab's denn Schreien und Quieken und der gute K. konnte am Ende kein Mädchen mehr kriegen, das ihm seine Kühe besorgte. Da gieng er denn selbst in den Stall und besorgte das Vieh, dabei stellte sich aber regelmäßig seine Frau ein. Oft sagte er ihr, sie solle sich packen und ihm nicht wieder über die Schwelle kommen. Es half aber nichts. Da gieng er deshalb nach Goslar und ließ einen Geistlichen kommen, der Geister verweisen konnte, so hieß es. Der Geistliche citirte denn auch die Frau

K., sie kam auch. Da fragte er sie, warum sie immer walten gehe und die Leute beunruhige. Dem antwortete sie aber ganz schnippisch: Er solle doch seinen Mund halten, er könne ihr nichts anhaben, er habe ja in seiner Jugend einen Dreier gestohlen. Darnach ist sie verschwunden, und der Geistliche muß beschämt und unverrichteter Sache abgehen. Nun läßt K. einen andern Geistlichen kommen, das soll aber ein ächter Geisterbanner gewesen sein; aber auch der kann ihr nichts anhaben; sie wirft ihm vor, er sei meineidig; denn er habe einem Mädchen die Ehe versprochen und es nachher sitzen lassen. Da hört K., daß in Hildesheim ein blutjunger Mensch ist, dem alle Geister gehorchen. Der muß denn auch her, und der hat die Frau K. endlich zur Ruh gebracht. Von der Zeit an hat sie sich nicht wieder sehen lassen. Lange Zeit und bis jetzt ist aber noch davon gesprochen.

Der grüne Platz.

Am Wege von Zellerfeld nach der Bockswiese liegt oben, wo das hohe Holz angeht, ein grüner Platz, darauf wächst wohl saftig grünes Gras, aber keine Tanne, kein Baum und kein Strauch, warum? Nun, weil's da nicht richtig sein soll. Man hat's immer nicht glauben wollen, bis der alte Diener auf Hahnenklee, wie der noch Junggeselle gewesen und nach Zellerfeld auf die Freit gegangen ist, den Beweis davon gekriegt hat. Das ist so gekommen. Es ist eine artige Ecke Jahre her, wie der alte Diener eines schönen Abends den Raps kriegt, noch nach Zellerfeld zu seiner Braut zu gehen. Er stopft sich

eine und geht los. Der Abend ist wunderschön gewesen. Der Mond hat über Berg und Thal geschienen und die Sterne haben gefunkelt, als wären es lauter blanke Dreigroschenstücke, dabei geht kein Lüftchen, ja es ist ein ganz prächtiger Abend, und eine wahre Lust, noch einen solchen Weg zu machen. In Sehnsucht versunken nach seiner Braut geht der Diener so seine Straße durch den schönen Tannenwald, kommt an den grünen Platz und weiß nicht wie. Da wird's auf einmal finster, der Mond und die Sterne sind augenblicklich verschwunden, und es entsteht gleich eine Finsterniß, daß man keine Hand vor Augen sehen kann und nun gar der Weg, der ist wie weggeblasen. Dagegen kommt der überraschte Bräutigam an eine Mauer, geht daran hin, wendet dann wieder um, weil er sich nicht gern verlieren will, geht wieder herauf und kraspelt daran auf und ab, ohne davon oder darum herum kommen zu können. Auf einmal wird es ganz nahe bei ihm hell, die Mauer thut sich auf und heraus kommt ein Leichenzug. Acht Leute, schwarz gekleidet, tragen einen Sarg. Davor und dahinter gehen Fackelträger. Die Flammen sind aber keine Pechfackeln, nein, sie brennen so matt und alles wird so blaß davon beleuchtet, so als wenn man Branntwein in der dunkeln Stube ansteckt und sitzt dabei herum. So geht der Leichenzug mit grausamer Schnelligkeit fort und verschwindet im Wald. Es dauert aber nicht lange, so kommen die Leichenträger wieder zurück und verschwinden hinter der Mauer. Der Diener hat aber da während der Zeit nicht weggekonnt; er ist wie gebannt gewesen. Als es aber hinter der Mauer wieder dunkel wird, da

kommt der Mond und treten die Sterne wieder vor, und der Abend ist wie vorher so schön. Trotzdem hält's aber doch der Erschreckte für gerathen, nicht nach Zellerfeld, sondern nach Haus zu gehen. Das thut er auch. Kaum ist er da angekommen, so überläuft's ihn eisig kalt, er wird so krank, daß gleich Tod und Leben bei einander sind und muß sechs Wochen lang das Bett drücken. Glücklicher Weise wird er aber doch wieder; von der Zeit an hat er aber Respekt vor dem grünen Platz; denn gerade da ist es gewesen.

Der junge Riese.

Ein Mann, der nicht gern was thut, läßt seine Frau und seinen Sohn sitzen und wandert aus. Die Frau läßt sich's erst recht sauer werden, um sich und ihr Kind durchzubringen. Der Junge wird größer und größer, will auch gern etwas mit verdienen, es ist aber keine Gelegenheit dazu. Deshalb entschließen sich beide und suchen auch das Weite. Auf der Reise geht der Knabe einmal vom Wege ab in die Hecke, er sieht da nämlich ein Bändlein am Baum hängen, das holt er sich und bindet's um seinen rechten Arm. Als er zurückkommt, muß er über einen Hagen springen, im Sprung greift er einen Ast am Baum und reißt so den Baum mit um. Da merkt er, daß er mehr Kraft hat, als bisher. Er packt nach einem stämmigen Baum und im Nu hat er auch den aus der Erde gerissen. Da ist er überzeugt, das Bändchen hat ihm die Riesenkraft gegeben und spricht zu seiner Mutter: Mutter, nun sind wir gerettet. Jetzt

fürcht' ich mich vor nichts mehr. Jetzt will ich uns schon Brod verdienen. Solche Kraft hat nicht ein Jeder. Sie gehen weiter, es wird Abend, sie kommen in dem Wald an ein Haus, darin wohnt ein Riese, ein furchtbar großer Kerl. Weil der vor der Thür steht, so frägt der Sohn, ob er sie diese Nacht wohl beherbergen wolle, sie wollten's gern bezahlen. Nein, sagt der Riese, bezahlen ließ er sich das nicht. Er wolle ihnen aber einen andern Vorschlag machen. Sie sollten diese Nacht und immer bei ihm bleiben und es gut haben, wenn sie seine Frau und der Sohn sein Sohn sein wollten. Sie alle beide sind damit zufrieden, bleiben da und haben's auch gut. Bei der Arbeit sieht der Riese aber, daß sein Sohn noch mehr Kraft hat, als er und sagt deshalb zu seiner Frau, dem Jungen müßten sie über die Seite helfen, sonst mache der ihnen noch viel zu schaffen. Die Frau will erst nicht daran; denn es ist doch ihr Fleisch und Blut, es ist ihr Sohn, muß aber endlich, sonst ist sie ihres Lebens nicht sicher. Der Riese befiehlt, sie solle sich morgen krank stellen, dann wolle er den Jungen nach dem Berg schicken, der gegenüberläge, von dort solle er Heidelbeeren holen und drei davon essen. Dann sänke er in Schlaf und würde dann von den Räubern, die dort drüben hausten, aus dem Weg geräumt. So kommt's auch. Am folgenden Morgen steht die Frau nicht auf, der junge Riese fragt, wo seine Mutter bliebe? Da sagt der alte Riese: sie läge krank im Bette; es könne ihr aber leicht wieder geholfen werden, wenn sie von jenem Berge ein paar Hände voll Heidelbeeren genösse. Da spricht der Sohn, der seine Mutter unendlich lieb hat, und gar

nichts Arges ahnt, er wolle gleich hingehen und ein Körbchen voll holen. Da räth ihm sein Vater, wenn die Heidelbeeren schnell helfen sollten, so müsse er drei davon essen. Zuvor geht er aber doch erst einmal zu seiner Mutter und will sie, ehe er weggeht, erst noch einmal sehen. Sie stellt sich dabei auch sehr krank. Hierauf nimmt er Abschied und geht eilig fort. Unterwegs nach dem Berge begegnet ihm ein Löwe, der kommt auf drei Beinen zu ihm ein und streckt ihm die eine Tatze entgegen. Der junge Riese fürchtet sich aber nicht, geht darauf los, faßt die Tatze, untersucht sie und findet einen Dorn darin stecken. Er zieht ihm den Stachel heraus und verbindet die Pfote mit seinem Tuche. Aus Dankbarkeit bleibt der Löwe bei ihm und schnurrt und wedelt mit dem Schwanze. Beide kommen mit einander an den Berg, der junge Riese pflückt sein Körbchen voll Heidelbeeren und ißt, wie ihm sein Stiefvater vorher gerathen, drei Heidelbeeren davon. Kaum hat er sie aber hinter, so wird er so todtmüde, daß er sich hinlegen und schlafen muß. Der Löwe aber legt sich neben ihn hin. Kaum ist aber der junge Riese eingeschlafen, so kommen die Räuber; der Löwe rüttelt seinen Wohlthäter hin und her, zuletzt giebt er ihm mit der Tatze eine Ohrfeige, daß er aufwachen soll, er wacht aber nicht auf. Da kann der Löwe nicht anders, und geht auf die Mörder los. Zwei schlägt er gleich nieder, einen zerreißt er in der Geschwindigkeit, die andern greifen zum Hasenpanier. Der junge Riese schläft ruhig bis an den andern Morgen fort, dann wacht er auf und geht mit seinem Begleiter nach Haus. Vor der Hausthür wendet der Löwe um und geht wieder

zu dem Wald. Der alte Riese ist ärgerlich, daß sein Stiefsohn wieder kommt, thut aber freundlich gegen ihn. Die Kranke ist unterdeß gesund geworden. Kurze Zeit geht darnach wieder hin, da wird die Mutter wieder krank, und der Sohn muß fort und Heidelbeeren pflücken, mit dem Bemerken, wenn er den Korb voll hätte, drei Heidelbeeren davon zu essen. Er geht. Kaum tritt er in den Wald, so ist der Löwe wieder bei ihm und begleitet ihn. Es geht wieder so, nur statt der Räuber kommt diesmal eine Schaar Wölfe, und der junge Riese schläft. Der Löwe schüttelt und rüttelt erst den Schläfer, er wacht aber nicht auf; da beginnt der Löwe dazwischen zu fahren, und die Wölfe machen, daß sie fortkommen. Der junge Riese ist wieder gerettet. Am andern Morgen begleitet ihn der Löwe bis vor die Hausthür und wendet dann um. Die Hausfrau ist schon wieder genesen, und der Stiefvater spricht, er bliebe jedesmal lange aus. Ja, sagt der junge Riese, er hätte erst ein wenig geschlafen. Der Vater sagt, wahrscheinlich wäre gleich darnach, als jener die Beeren gegessen hätte, von seinem Essen die Mutter gesund geworden. Nach etlichen Wochen ist die Mutter des Nachts wieder krank geworden, und der Sohn geht gleich von selbst fort und will Heidelbeeren holen. Alles geht, wie das vorige Mal. Statt der Wölfe kommt diesmal eine Schlange. Der Löwe versucht, seinen Wohlthäter zu wecken, da er aber nicht erwacht, so beginnt er den Kampf mit der Schlange und bezwingt sie. Das hat aber Arbeit gekostet; denn die Schlange hätte das edle Thier um ein Haar übermannt. Wie der Schläfer erwacht, so blutet der Löwe noch aus vielen

Wunden, die ihm die Schlange versetzt hat und kann sich noch kaum erholen. Da aber der Erwachte das besiegte Unthier von einer Schlange sieht, nimmt er seinen Erretter in Arm, drückt ihn voll Dank an seine Brust, und nimmt ihn mit nach Haus. Als sein Vater sieht, daß der Sohn in solcher Gesellschaft kommt, quillt ihm vor Aerger das Herz, und er beschließt, ihn auf andre hinterlistige Weise umzubringen. Aber wie, das weiß er noch nicht. Vor der Hausthür wendet der Löwe aber auch diesmal wieder um. Des Nachts, als der Sohn im Bette liegt, nimmt der Vater einen Doppelspieß, der gerade auf beide Augen paßt, und sticht dem jungen Riesen mit einem Stich beide Augen aus. Geblendet sucht er das Weite und kommt auf die Heerstraße, da ist aber auch gleich sein treuer Löwe wieder bei ihm. Der unglückliche Sohn klagt ihm sein Leid und frägt, ob er kein Mittel wüßte, ihm zu helfen. Da fängt der Löwe an zu reden und spricht: Hörst du das Rollen eines Wagens? Ja, sagt der Geblendete, warum? Warte, antwortet der Löwe, in dem Wagen kommt dir Hülfe und Rettung. Es dauert nicht lange, so ist der Wagen da, es steigt eine feine, freundliche Dame heraus und bittet den Blinden, mit dem Löwen mit in den Wagen zu steigen. Beide thun's und fort geht's im Galopp. Sie fahren den ganzen Tag. Gegen Abend, wie die Sonne bald untergehen will, kommen sie an einen See; die Dame sagt zu dem Blinden, er möge einmal aussteigen; er thut's. Sie führt ihn an's Wasser und sagt, er solle sich damit waschen. Auch das thut er. Und — o Wunder, nach und nach kommt ihm sein Augenlicht

und am Ende kann er ganz sehen. Da drückt er der Dame die Hand und sagt, er könne ihr nicht genug danken, daß sie ihm wieder zu seinem Augenlicht verholfen habe, wenn er es ihr nur wieder vergelten könne! O, sagt sie, das könne er wohl, ob er ihr Mann werden wolle? Sie wäre eine verwünschte Prinzessin, ihr Vater wäre auch verwünscht, und das wäre der Löwe, der da bei ihm wäre. Wenn er nun wirklich so dankbar wäre, wie er spräche, so wären sie beide gerettet. Da schwor er bei Gott, daß er so dankbar sei, wie er gesagt hätte. Da verwandelte sich der Löwe in einen alten stattlichen Mann, die Dame in ein allerliebstes junges Mädchen. Alle drei umschlangen sich und schlossen den Bund ewiger Treue; dabei fand's sich, daß der Löwe ein verwünschter König, die Dame eine verwünschte Prinzessin, der alte Riese der Zauberer gewesen ist, der sie verwünscht hatte. Als der junge Riese das hörte, wie an all dem Unglück der alte Riese Schuld gehabt hatte, da fuhren sie zurück, der junge Riese schlug seinen Stiefvater todt und nahm seine Mutter mit. Nachher ist er noch König geworden und hat mit seiner Jungfrau recht glücklich gelebt. Nun ist's aus.

Der blutige Mann und sein Sohn.

Ein Graf hier am Harze hat die Gewohnheit, sich alle Tage zu baden, es mag Winter oder Sommer sein und noch dazu in einem offenen Teiche, der beim Schlosse gewesen ist. Einmal kommt er an den Teich, es ist des Morgens früh im Frühling, da steht eine Schachtel an

der Stelle, wo er badet. Er macht die Schachtel auf und ein kleiner Junge liegt darin und schläft. Voller Verwunderung und Freude nimmt er beides und trägt's seiner Frau hin, die gerade ein kleines Töchterchen an der Brust hat. Die Frau nimmt den aufgefischten Knaben aus der Schachtel und findet bei der Gelegenheit noch einen Brief, in welchem steht, daß der Knabe Georg heiße und fünf Wochen alt wäre. Aber weiter nichts. Der Graf mit seiner Frau sind gute Leute und nehmen sich vor, die beiden Kinder, ihr Töchterchen mit diesem Georg nämlich, groß zu ziehen. Das geschieht auch, beide gedeihen gut, spielen miteinander, haben sich lieb, lernen auch fleißig, und die Alten freuen sich recht über das Paar; denn keins hat ohne das andere auch nur eine Stunde sein können, so gut sind sie sich. Sie werden größer und größer. Georg wird ein ansehnlicher ritterlicher junger Mann, die Tochter, Brunhilde, ein schmuckes Mädchen. Mit dem Größerwerden wächst ihre Liebe zu einander; und der Graf mit seiner Frau setzen den Georg, da sie auf's Gewisseste voraussehen, daß ihre Brunhilde und Georg jedenfalls einmal ein Paar werden, zum Erben ein; denn die Güter des Grafen hat nur ein Sohn oder Schwiegersohn erben können, keine Tochter, das ist Gesetz gewesen. Bis dahin hat sich der Bruder von dem Grafen große Rechnung auf dessen Güter gemacht; als der aber wittert, daß der Pflegesohn oder der demnächstige Schwiegersohn des Grafen Schuld ist, daß die Erbschaft an den fällt, so sucht er dem Georg allerlei Schalhölzer oder Fallbrücken zu legen, so daß der arme Mensch seines Lebens nicht froh wird. Erst verläumdet er ihn bei den

Pflegeältern, die aber riechen, was der Onkel im Schilde führt, und der Verläumder muß mit langer Nase abziehen; da kriegt er seinen Willen nicht. Ärgerlich darüber giebt er ein paar Bösewichtern Geld, daß sie den Georg gelegentlich trocken abklopfen müssen. Wäre dieser nicht Mannes genug gewesen, so hätten sie ihn kalt gemacht. Er wehrt sich aber tüchtig und kommt diesmal mit vielen Wunden und Schmerzen davon. Da er nun merkt, was die Glocke geschlagen hat, so sagt er zu seinen Pflegeältern und zu seiner Brunhilde, er wolle erst einmal eine Zeit lang fort und die Welt besuchen, unterdeß rauche der Ärger und Groll seines Feindes ab. Jedenfalls käme er bald wieder. Die finden den Vorsatz auch gut und er reist ab. Des Grafen Bruder hat aber immer aufpassen lassen und so erfährt er gleich, daß Georg abgereist ist; in aller Eile schickt er sechs Lanzenknechte dahinter her, die sollen den armen Menschen umbringen. Am zweiten Tage holen sie ihn ein und kommen in das Wirtshaus, wo er eben eingekehrt ist. Er läßt aber alles im Stich und entwischt den Verfolgern. Glücklich kommt er hinten aus dem Fenster und macht, daß er den Wald erreicht. Bei einem Köhler findet er noch Nachtlager und überhaupt Herberge. Dem Köhler hilft er bei seiner Arbeit und beide vertragen sich recht gut. Georg ist froh, daß er eine Gesellschaft und einen treuen Helfer hat. So geht erst einmal lange Zeit darüber hin. Endlich sagt der Köhler: Ja, dort das Schloß, welches da auf dem Berge stände, wäre jetzt ganz leer, kein Mensch könnte drin bleiben. Jeder, der es wage, und eine Nacht darin zubrächte, würde am andern Tag

todt herausgetragen. Es wäre nicht sicher darin. Das ist Wasser auf die Mühle Georgs. So was hat er sich schon lange gewünscht und er spricht zum alten Köhler, er wolle es doch auch einmal dort versuchen, ob's ihm auch an den Kragen kommen könne. Der Köhler wird traurig deshalb und räth ihm ab, er aber läßt sich nicht abspeisen und macht am folgenden Tag hin, besieht bei Tag die Gelegenheit und versieht sich mit Lebensmitteln, aber auch mit Licht und Schlagdingern. Furcht hat er nicht gekannt. Er nimmt Abschied vom Köhler und macht sich am Abend hin. Bei Tag hat er sich eine Stube ausgesucht, unten im Schloß, in die nur eine Thür führt. Die Fenster hat er verwahrt und die Thür verriegelt. So geschützt, macht er sich auf Alles gefaßt, steckt zwei Lichte an, setzt den Tisch und ein paar Stühle parat, holt sein Gebetbuch aus der Tasche und legt das mit seinen Waffen auf den Tisch. Dabei ist er auf jeden Ton aufmerksam, der sich hören läßt. So rückt langsam die elf heran. Kaum ist der letzte Schlag aus der Glocke, so geht die verriegelte Thür auf und herein tritt ein Mann, dem allenthalben das Blut aus dem Körper quillt, dabei sieht er so traurig und betrübt aus, daß es dem Georg ordentlich anfängt zu dauern. Wie der blutende Mann da so an der Thür steht, setzt Georg ihm den Stuhl hin und zeigt, er möge sich darauf setzen und ausruhen, sagt aber kein Wort; denn er weiß, mit solchen Geschöpfen darf man nicht sprechen, und das ist gerade gut gewesen. Der Unglückliche sitzt eine Glockenstunde da, wie es aber zwölf schlägt, geht er ruhig zur Thür hinaus, und das Blut ist gleich weg, was bis

dahin auf der Erde gestanden hat und fortgeflossen ist. Darnach ist alles still die ganze Nacht. So geht's alle drei Nächte hindurch, nur in der letzten aber geht der blutige Mann nach Zwölfschlagen nicht weg, sondern richtet sich auf, das fließende Blut hört auf, aus den Wunden zu kommen und er spricht: Dank dir, mein Sohn, daß du muthig bei mir ausgehalten hast und nicht redetest! Jetzt wisse, daß ich dein Vater bin, der meuchlings von den Räubern umgebracht ist, die auch dir das Leben nehmen wollten. Ich hatte keine Ruhe eher, bis du im Besitz deiner Güter warest und bin deshalb hier im Schlosse walten gegangen, und jeder hat sein Leben lassen müssen, der es wagte mich daran zu hindern. Jetzt mußt du aber dein Befreiungswerk erst recht vollbringen. Locke deine und meine Mörder hierher, laß bekannt machen, daß du hier bist, und sie werden gleich da sein. Sag' unten im Dorf, du wärest unten hier im Keller versteckt, und wenn sie dann dahinein dringen, dann soll mir keiner davon kommen. Georg thut das auch, und die sechs Raubritter gehen in die Falle. Als sie alle erschlagen da liegen, sagt der Vater zum Sohne: Nun, mein Sohn, bin ich ganz beruhigt. Geh von hier hinauf in das Zimmer, wo ich gewohnt habe, und auf welchem mein Schrank noch in der Wand steht. Öffne denselben, darin wirst du Papiere finden, die da beweisen, daß du mein Sohn, und der rechtmäßige Erbe meiner großen Güter bist. Geld liegt in Menge dabei. Mache dich auf und geh' zum Kaiser, daß er dich in deine Rechte einsetzt. Von ihm wirst du zum Graf eingesetzt werden, das ist so gut, wie ein kleiner König. Darauf ist aber sein Vater ver-

schwunden. Der Sohn sucht nach und findet Alles, wie sein Vater gesagt hat, und wird vom Kaiser auch als Harzgaugraf eingesetzt. Als Georg in seine Würden eingesetzt ist und in Ehr' und Ansehen steht, war sein erster Weg zu dem alten Köhler, dem er früher geholfen hat. Dieser verwunderte sich nicht wenig, als er den vornehmen Herrn Georg auf seine Köthe zukommen und bei ihm einkehren sah. Noch mehr aber wunderte er sich, als er hörte, daß der Herr Graf früher sein Gehülfe gewesen war. Als ihn nun Georg aufforderte, mit nach seinem Pflegevater zu gehen, so war er gleich bereit dazu. Sie kommen mit einander an den Ort in's Wirtshaus und hören, daß des Grafen Tochter gestorben wäre und heute beerdigt würde. Die Tochter ist nämlich Georgs frühere Spielkameradin und nachherige Braut gewesen. Man kann sich leicht denken, als Georg das hört, wie er darüber erschreckt. Kaum hat er sich ein wenig von dem Schreck erholt, so kommt der Leichenzug schon an, und der ganze Ort folgt dem Sarge; denn alle haben das gute Mädchen lieb gehabt. Georg folgt natürlich auch mit und weint heiße Thränen am Grabe seiner Braut. Dann kehrt er wieder um, ohne seine Pflegeeltern zu besuchen; was soll er da auch noch thun, da seine Braut todt ist. Auf dem Rückwege sieht er mit dem Köhler weit vor sich eine Kutsche dahin fahren, wohin die beiden auch wollen; und gleich darauf springen zwei Räuber auf die Kutsche los und halten den Wagen an. Es entsteht Schlägerei, während dessen kommt Georg und der Köhler dazu und nachdem ein Räuber gefallen ist, macht sich der andere eilig fort. Jetzt sieht Georg zu, wer in der Kutsche gesessen und sich bis dahin,

daß Georg und der Köhler gekommen, so tapfer gewehrt hat. Ein Soldat, aber mit einem hübschen Mädchengesicht, kommt ihnen aus dem Wagen entgegen und o — Freude; es ist Brunhilde gewesen, die heimlich ihren Eltern entflohen ist, um Georg aufzusuchen. Ihre Eltern haben sie gutwillig nicht weggehen lassen wollen, da ist sie scheinbar auch krank geworden, wie ihre Kammerjungfer krank gewesen ist, und als diese wirklich stirbt, da heißt's, Brunhilde wäre gestorben und wird begraben. Als der Sarg mit der Kammerjungfer beerdigt wird, da macht sie sich in Soldatenkleidern heimlich fort. Auf die Art kommen die beiden wieder zusammen. Voll Freude wenden sie wieder um und kommen dann bei Brunhildens Eltern an. Man kann sich leicht denken, welcher Jubel da entsteht und wie alles im Ort laut wird, als man hört, Brunhilde lebt noch und Georg ist auch wieder da, beide wollten Hochzeit machen. Das war aber eine Hochzeit, wie sie da noch nie gefeiert wurde.

Der schnelle Soldat.

Ein Handwerksbursch, der in der Fremde ist, bekommt Nachricht, seine Eltern wären gestorben, er solle nach Haus kommen, und sein Erbtheil hinnehmen. Als er zurückkehrt, ist die Theilung schon gemacht, und er bekommt im Ganzen einen Pfennig als Erbtheil. Er ist zwar nicht recht damit zufrieden, daß ihn seine Geschwister so beschuppt haben, zanken und klagen mag er aber nicht, und so nimmt er den Kurzen auf den Langen und geht wieder fort. Es wird ihm nicht schwer. Kaum ist er

aber aus seinem Ort heraus, so hinkt ein armer Greis auf dem Weg daher, der sieht doch aus, wie die theure Zeit. Von Weitem nimmt der alte Mann schon seinen Hut ab und bittet um eine kleine Gabe. Der Handwerksbursch greift in die Tasche, faßt den geerbten Pfennig und reicht denselben dem Bettler mit den Worten hin: „Hier, Alter, ihr sollt mein ganzes Erbtheil haben." Der Greis bedankt sich recht herzlich und spricht: „Du hast mir viel gegeben, du sollst viel dafür wieder haben. Von jetzt an kannst du dich nach Belieben zu einem Hasen, oder Fisch, oder zu einer Taube machen. Leb wohl und werde glücklich, wir sehen uns noch einmal. Deinen Geschwistern wird der Betrug, den sie dir gespielt haben, nichts nützen. Da ist er verschwunden; der Beschenkte kann dem Alten nicht einmal danken. Als er eine halbe Stunde gegangen ist, hört er stürmen, blickt sich um und erschreckt nicht wenig. Sein Dorf, das er erst eben verlassen hat, brennt an allen vier Seiten, und ehe er wieder zurückkommt, steht der ganze Ort in lichten Flammen. Seine Geschwister sind alle abgebrannt und haben all ihr Hab und Gut eingebüßt. Da er nicht helfen kann, und selbst arm ist, so geht er wieder fort, hört aber noch: wenn sie nur den alten Spitzbuben erwischen könnten, der das Dorf gleich an vier Ecken angesteckt hätte. Da wird ihm erst klar, was der Alte mit den Worten hat sagen wollen: Es würde seinen Geschwistern nichts nützen; er sieht deutlich, sie sind ärmer als vorher. In tiefen Gedanken versunken über die Schicksale, die den Menschen treffen und treffen können, zieht er seine Straße und steht, er weiß nicht wie, vor einem breiten Fluß,

über dem die Brücke abgebrochen ist. I, denkt er, du kannst dich ja zu einem Fisch machen, hat der Alte gesagt, wie wäre es, wenn du einen Versuch machtest. Er tritt mit den Füßen in's Wasser und wünscht sich, ein Fisch zu sein. Gleich ist er ein Fisch, er schwimmt durch den Fluß und kommt an jener Seite an's Land. Da wünscht er sich wieder Mensch zu sein. Gleich steht er wieder mit den Füßen im Wasser und ist ganz der vorige. Nicht weit von dem Flusse steht ein Wirtshaus, er geht hinein, trocknet sich seine Füße und bleibt da. Des Abends kommt ein Werber zugereist; da er den Handwerksburschen ansichtig wird, frägt er ihn gleich, ob er nicht Lust hätte, Soldat zu werden, an gutem Handgeld solle es nicht fehlen. Der Handwerksbursch ist's zufrieden, sie trinken miteinander eine Flasche Wein, er nimmt sein Handgeld und ist den Abend noch Soldat. Als er zum Regiment kommt, ist er der größeste und hübscheste, und der König selbst und alle Offiziere freuen sich über den neuen Soldaten. Es dauert nicht lange, da heißt's in's Feld, in den Krieg. Natürlich, unser Soldat muß erst recht mit; denn er ist ein Flügelmann gewesen. So kommen sie dem Feinde näher und mit einem Male heißt's, morgen geht's in die Schlacht. Na, klopft denn Manchem das Herz wie ein Hammer, wenn er so daran denkt, daß er morgen Abend vielleicht nicht mehr lebt, oder zu einem Krüppel gehauen und geschossen ist. Selbst der König kommt in große Noth, weil er zu seinem großen Schrecken seinen Zauberring mitzunehmen vergessen hat, mit dem er jede Schlacht gewinnt. In seiner Angst wendet er sich an seine Soldaten und spricht: Wer ihm

seinen Ring bis zum folgenden Tag herbeischaffen könne, der solle die Tochter des Königs zur Frau haben. Es tritt aber keiner vor; denn von da bis nach der Wohnung des Königs ist zu weit gewesen, dahin und zurück hat keiner in so kurzer Zeit reiten, laufen oder gehen können. Da tritt der neue Flügelmann vor und sagt: Er wolle es thun. Da spricht der König: Sage meiner Tochter, daß sie dir den Ring giebt. Eile, daß du wiederkommst, sonst sind wir verloren. Kommst du früh genug zurück, so weißt du, was ich versprochen habe. Der Soldat fort. Ein anderer aber von den Soldaten, der es auch gern gethan hätte, es aber nicht kann, läuft ihm nach. Mit einem Male verwandelt sich der Flügelmann in einen Hasen, und nun muß der neidische zurückbleiben; dieser hat aber gesehen, was mit dem Flügelmann vorgegangen ist und bleibt an der Stelle, um den erstern da zu überfallen, wenn er zurückkommt. Kurz darauf verwandelt sich der Bote in eine Taube und fliegt zu dem Schlosse des Königs und gleich in das Stubenfenster hinein, wo die Prinzessin gewohnt hat. Das liebe Mädchen freut sich über die hineingekommene Taube und lockt sie zu sich. Auf das freundliche Locken fliegt das Täubchen auf die Hand der Königstochter und spricht:

„Liebe Prinzessin mein,
Rupf mir aus drei Federlein.“

Das thut die Prinzessin und freut sich noch mehr darüber, daß die Taube auch sprechen kann. Kaum hat aber die königliche Jungfrau die drei Federn von der Taube in der Hand, so ist die Taube in einen Fisch

verwandelt. Dieser springt auf der Erde hin und her und brummt:

„Liebes Prinzesselein,
Rupf aus mir drei Schüppelein.“

Auch das thut die Prinzessin, da ist der Fisch in einen Hasen verwandelt und spricht:

„Holde Prinzessin fein,
Schneid mir ab mein Schwänzelein.“

Da er so gutmüthig und still sitzen bleibt, so nimmt die Prinzessin die Scheere und schneidet dem Hasen ein kleines Stück von seinem Schwänzchen. Als sie sich in die Höhe richtet, so steht vor ihr ein hübscher junger Soldat, Namens Markus und bringt ihr einen freundlichen Gruß von ihrem Vater, dabei bittet er sie, sie möge so gut sein, und ihm den Zauberring geben, mit dem der König jede Schlacht gewönne, er habe ihn vergessen, sie aber wisse, wo sie ihn wegnehmen könne. Die Prinzessin giebt dem Soldaten den Ring, der verwandelt sich wieder in eine Taube, die den Ring im Schnabel trägt und fliegt wieder zurück in's Lager; da wo sich der Soldat in einen Hasen verwandelt hat, nimmt die Taube die Gestalt des Hasen wieder an. Kaum ist dieser aber ein paar hundert Schritt gelaufen, so wird er von dem auflauernden Soldaten erschlagen. Dieser nimmt dem Hasen den Ring aus dem Maule und bringt ihn zum König, der sich über alle Maßen freut, daß er sein Kleinod hat. Dabei wiederholt er sein Versprechen und sagt, der Soldat solle dafür sein Schwiegersohn werden.

Jetzt lassen wir den erschlagenen Hasen da liegen, wo er todt gemacht ist und sehen weiter zu, wie die Ge=

schichte kommt. An dem Tage, an dem der König seinen Ring erhalten hat, kommt's noch zur Schlacht; eine Schlacht, die ganz furchtbar gewesen ist, die Menschen haben umhergelegen, wie hingemäht. Obgleich der König viel von seinen braven Soldaten verloren hat, so ist er aber doch Sieger geblieben, und die Feinde haben flüchten müssen. Darnach ist wieder Friede im Lande geworden, der König ist mit seinen Soldaten nach Haus gezogen und will nun seine Tochter dem Soldaten geben, der ihm den Ring geholt hat. Als er das seiner Tochter sagt, so ist die ganz zufrieden damit, ja, sie freut sich sogar außerordentlich darüber; denn der Markus ist ein sehr hübscher Mann und dabei so freundlich und lieb gewesen, daß sie sich gleich darin verguckt hat. Sie kann deshalb kaum die Zeit abwarten, bis er gerufen wird und ankommt. Als sie ihn sieht, den falschen Soldaten nämlich, der den Hasen erschlagen hat, da wendet sie sich gleich von ihm, geht zum Vater und spricht: Das wäre der Soldat nicht, der den Ring geholt hätte; der wäre viel hübscher, freundlicher und feiner gewesen, wie dieser grobe Mensch. Damit möge sie ihr Vater verschonen, den nähme sie nimmermehr. Vorerst möge der König bestimmen, daß sie erst ein Jahr noch warten wolle, bis sie sich verheirathete, daun fände sich's weiter. Damit ist der König einverstanden, und der überglückliche Bräutigam muß ohnehin warten, bis es seiner Braut gefällig ist, zu heirathen. Während der Zeit darf aber der falsche Soldat ihr nicht vor die Augen kommen.

Nun wollen wir sehen, was weiter aus dem erschlagenen Hasen geworden ist. Der todte Hase liegt da

auf dem Felde, und kein Mensch bekümmert sich darum; denn ein Jeder ist in der Gegend bei dem Kriegsspektakel um sein bischen Leben selbst bange und kümmert sich wenig um einen erschlagenen Hasen.

Da kommt aber an dem Abend, wie die Schlacht geschlagen ist, ein alter Greis zu der Stelle, wo der Hase liegt und spricht zu ihm:

„Ich sage dir, Häselein, steh auf,
Beginne wieder deinen Lauf.“

Da wird der Hase wieder lebendig, verwandelt sich in den Markus, der herzt und drückt vor lauter Dankbarkeit den Greis, und dieser sagt ganz freundlich: „Genug, genug des Danks, jetzt mach' dich auf und fliege als Taube nach deiner Braut. Fliege neun Tage vor ihr Fenster, damit du erst gewahr wirst, wie es dort steht, und daß sie dich sieht; dann geh durch das geöffnete Fenster in ihre Stube und mache die Verwandlungen durch. Sie wird alles noch haben, was sie dir ausgerupft und abgeschnitten hat, und daran wird sie dich wiedererkennen, ebenso an deiner jetzigen Gestalt. Nun leb wohl; damit ist der Greis verschwunden.

Markus verwandelt sich sogleich in die Taube und ist bald dort vor dem Fenster der Prinzessin, die er um alles in der Welt gern gesehen hätte, so schön und so gut ist sie gewesen. Neun Tage fliegt er zu ihrem Fenster und dann wieder fort. Dabei hat's ihm in der Seele weh gethan, daß er sich nicht früher zu erkennen geben soll. Markus ist aber seinem Freunde, dem Greis, gehorsam und weicht kein Haar von der Vorschrift. Am neunten Tage endlich geht er auf vieles Locken der Kö=

nigstochter, die ihn jeden Tag genöthigt hat, in's Fenster hinein, setzt sich der Prinzessin auf den Arm und spricht:

„Liebe Prinzessin mein,
Setz ein mir meine Federlein.“

Voll Freude holt die holde Jungfrau ein seidenes Beutelchen herbei, nimmt die ausgerupften Federn heraus und setzt sie der Taube ein. Beim Einsetzen der letzten verwandelt sich die Taube schon zu einem Fisch, welcher spricht:

„Liebes Prinzesselein,
Setz ein mir meine Schüppelein.“

Auch das thut sie. Da wird aus dem Fisch ein Hase, der sagt so recht bittend und traut:

„Holde Prinzessin fein,
Setz wieder an mein Schwänzelein.“

Als auch das die Prinzessin gethan hat, da ist aus dem Hasen der frühere Soldat Markus geworden, der freundlich und gut wieder vor der Königstochter steht und sie bittet, daß er ihr seine Schicksale erzählen dürfe, damit sie erfahre, wie es ihm gegangen und wie er beinahe um's Leben gekommen wäre. Da hört sie ihn recht gnädig an, und als er mit der Erzählung dahin kommt, daß ihm ihre Hand von ihrem lieben Vater versprochen wäre, da reicht sie ihm ihre beiden Hände und spricht: Du wirst mein Mann, ich deine Frau, und so ist's auch gekommen. Der falsche Soldat aber ist aufgehängt.

Die Wasserjungfer.

Zu der Zeit, wie noch alles hier Urwald war, kam ein Rittersmann nach dem Harze, um zu jagen. Ehe er sich nun um und auf sah, hatte er sich verloren und konnte sich nicht wieder zurecht finden. Er ist schon mehrere Tage umhergestrichen und hat gar keinen Weg gefunden. Da kam er endlich an ein großes schönes Haus, das im Thal auf einer großen Wiese lag und rings mit Wasser umgeben war, und der Weg führte über eine Zugbrücke, die in die Höhe gezogen ist. Er ruft, er pfeift, er wartet. Es läßt sich nichts darin hören, es scheint, als wäre das Haus ausgestorben. I, denkt er, das kann doch nicht leer stehen; wer muß sich doch sehen lassen. Du sollst dich hier hinein setzen und warten, bis Jemand kommt. Da sitzt er denn und wartet, im Schlosse bleibt alles still. Endlich reißt ihm der Geduldsfaden, er will eben aufpacken und sich wieder fort machen, da sieht er aus dem Walde ein bildschönes Mädchen kommen und auf die Brücke zugehen. Halt, denkt er, die weiß Bescheid, die wird auch wohl hineinkommen. So kommt's auch. Wenige Schritte von ihm entfernt redet er das Mädchen an und spricht, er habe sich im Harzwalde verirrt, schon acht Tage im Freien campirt und sehne sich recht darnach, eine Nacht einmal wieder unter Dach und Fach zu schlafen. Drei Stunden habe er bereits hier um Einlaß gebeten, kein Mensch hätte sich aber sehen noch hören lassen. Ob sie wohl nicht so gut wäre und für ihn um Einlaß bäte, wenn sie hinein

käme. O, sagt sie, das wäre nicht nöthig. Er solle nur gleich mitgehen; sie brauche keinen zu bitten, sie selbst habe darüber zu bestimmen. Darauf tritt sie auf einen Stein, der vor der Brücke in die Erde gemauert ist, und sogleich fällt die Brücke nieder. Darauf holt sie einen großen Schlüssel hervor, schließt das Thor auf und beide gehen durch einen großen Hof in's Haus. Sie führt den Rittersmann in ein schönes Zimmer und sagt, er möge es sich wohlgefallen lassen. Sie wolle erst hingehen und ein ordentliches Abendbrot zurecht machen; denn er würde sich wohl nach etwas Warmem sehnen, sie habe auch großen Appetit; da sie keine Dienerschaft hätte, so müsse sie alles allein thun. Damit geht sie zur Thür hinaus, bleibt eine kurze Zeit aus, dann kommt sie wieder mit schönem Braten, Kuchen und vielen Leckerbissen. Sie deckt selbst den Tisch, dann nöthigt sie ihren Gast, ordentlich zuzuholen und der läßt sich's auch nicht zweimal sagen. Nachdem sie gegessen haben, sitzen sie noch beisammen und plaudern mit einander. Da bedauert der Rittersmann das freundliche Mädchen, daß es hier so allein wohne; da müsse ihm die Zeit doch recht lange dauern. O nein, sagt es, lang dauere ihm die Zeit nicht, doch wünsche es sich wohl manchmal ein wenig Gesellschaft zu haben; da das aber nicht wäre, so füge es sich darin. Darauf antwortet der Rittersmann, wenn es ihr recht wäre, so blieb er einige Tage hier, ihr bloß zur Gesellschaft. O, sagt die Wirtin, das wäre ihr recht lieb. Nun bleibt der Gast ein, zwei und drei Tage, und sie gewöhnen sich beide so aneinander, daß am Ende der Ritter sagt: ob sie nicht Lust hätte, seine Frau zu werden. Da freut

sich das Mädchen und spricht, das würde sie mit Freuden werden, wenn er ihr versprechen wolle, daß sie alle Freitag ausgehen und machen könne, was sie wolle, und daß er ihr dann nicht nachgehen und sie aufsuchen wolle. Das verspricht er ihr und darnach wird's ein Paar.

Lange Zeit haben sie recht zufrieden mit einander gelebt, niedliche Kinder gezeugt und nichts hat ihrem Glücke gefehlt. Da kommt einst ein fremder Ritter als Gast, es ist gerade Freitag gewesen, der erkundigt sich bald nach seiner Ankunft nach der Hausfrau, weil die nicht zum Vorschein kommt. Dem antwortet der Hausherr, Freitags ließe sich seine Frau nicht sehen und er habe sie auch bis dahin noch nicht gesucht, wie er versprochen habe. Darauf sagt der fremde Ritter, das wäre aber auch eine rechte Hausfrau, die ihren Mann nicht einmal wissen ließe, wo sie zu finden wäre; das wäre höchst häcklich. Die Rede schnuppt dem Hausherrn so in die Nase, daß er gleich hingeht und seine Frau aufsucht. Nach vielem Suchen geräth er auch in den Keller, findet da eine Thür, macht sie auf und sieh, da ist ein kleiner Teich, darin schwimmt seine Frau halb Fisch halb Mensch. Als sie ihren Mann sieht, wirft sie ihm einen traurigen und ernsten Blick zu, und verschwunden ist sie. Als der Mann ganz bestürzt wieder herauf kommt und die Erscheinung dem fremden Ritter sagen will, da ist auch der verschwunden. Nun merkt der arme Mann, daß er mit sammt seiner Frau von dem Fremden scheußlich beschuppt und in's Unglück gestürzt ist. Darnach grämt er sich so sehr über seine gute Frau, daß er bald darauf stirbt. Auch die niedlichen Kinder sterben eins nach dem andern und das Schloß ist

verfallen. Ja man weiß nicht einmal, wo es gestanden hat. Nur die Geschichte davon ist geblieben.

Die grüne Jungfer.

Die alte Großmutter hat die Geschichte erzählt und was die erzählte, das war wahr, sie fieng an und sagte: Na, nun hört mir mal zu. Mir fällt eben die Geschichte von der grünen Jungfer ein, die habt ihr noch nicht gehört. Ja, ja, früher ist manches passirt, das alles vergessen wird, wenn unser Eins es nicht behielt und neu auftischte. Da unten in Windhausen unter der Laubhütte hinunter hat vor vielen Jahren einmal ein armer Besenbinder gewohnt und viele recht hübsche Kinder gehabt. Man hat das wohl, daß arme Leute hübsche Kinder haben. Dieser Besenbinder nimmt seine älteste Tochter, es ist ein Mädchen so von dreizehn, vierzehn Jahren gewesen, das rothe Backen und rechte gluhe Augen hat und dabei kann es sprechen, wie ein Buch; das nimmt also sein Vater mit in den Wald und holt Besenreiser zu Besen, versteht ihr? Da vorn bei Windhausen standen damals auch schon viel Birken, und ihr wißt, von den feinen Ruthen werden Besen gemacht. Es ist schrecklich kalt gewesen, wenn auch die Sonne über Berg und Thal schien; an den Zweigen hat das Eis gesessen und ausgesehen, als hingen lauter Silberstangen daran herunter. Sie gehen weiter in den Wald; vorn herum haben erst Tannen gestanden, und dann ist das Laubholz gekommen. Auf einmal bleibt der Vater stutzig stehen und spricht, indem er nach einer großen Tanne zeigt: Sieh

doch, Anna, was ist denn das? Das Mädchen sieht auch da eine Jungfrau stehen, die ein grünes Kleid, grüne Hände, grünes Gesicht und auch gar grüne Haare hat. Die beiden wundern sich noch darüber, da kommt die grüne Dame auf sie zu und spricht zu dem Vater: Deine Tochter da, die muß ich haben, und kaum hat sie das gesagt, so ist sie mit dem Mädchen verschwunden. Vor Schreck kann erst der Mann keinen Schritt von der Stelle thun, nachher kommt er wieder zu sich und hört dann weit von sich rufen: August, August, August! und ein paar Schritt von ihm steht ein goldener Hirsch. Weil er meint, seine Tochter wäre darin verwandelt, so geht er darauf zu; als er aber den Hirsch an's Geweih fassen und festhalten will, da ist er verschwunden. So geht's dreimal, aber immer auf einer andern Stelle. Bei der Gelegenheit ist der Besenbinder vor ein kleines Hüttchen gekommen. Er geht hinein, um ein wenig zu ruhen von der Anstrengung und wegen des Kummers über seine Tochter, die er so schändlich verloren hat. Sieh da, da sitzt die grüne Jungfer und ist halb Fisch und halb Mensch und darum her sitzen lauter kleine Männlein mit steinernen Beinen auf kleinen Treppen, und das geraubte Mädchen, die Besenbindertochter, nicht weit von der Thür auf goldenem Throne. Voll Freude nimmt der glückliche Vater sein Kind auf den Arm und macht, daß er zum Haus hinaus kommt. Keiner verfolgt ihn, er läuft, als wenn ihm der Kopf brennt, daß er erst den Wald hinter sich hat, und kommt glücklich zu den Seinen. Ist aber das Mädchen vorher schon schön gewesen, nachdem ist sie ein wahrer Engel von Schönheit.

Die Geschichte wird ruchbar und bei der Gelegenheit erfährt man auch, daß der Besenbinder eine so hübsche Tochter hat, selbst der junge König erfährt's. Da der sich nun vorgenommen hat, nur das hübscheste und beste Mädchen zu heirathen, so lernt der sie auch kennen und nimmt sie zur Frau, wenn's auch nur eine Besenbindertochter gewesen ist, thut nichts, er hat sie lieb, und sie hat ihn erst recht lieb. Das ist eine Herrlichkeit gewesen, Einer hat ohne den Andern nicht leben können und wo sie sich getroffen haben, da hat's erst Umarmungen und Küsse gegeben, ach so herzlich, so innig, so zärtlich, so lieb, daß man am Ende gesagt hat: Keines ist so glücklich wie unser Königspaar.

So geht ein Jahr in Freude und Lust hin, dann bekommt die junge Königin einen Prinz, der bringt drei goldene Locken mit. Dadurch giebt's neuen Jubel, große Freude, innigere Liebe. Es ist aber nichts vollkommen. In der ersten Nacht darnach kommt die grüne Jungfrau und spricht zur Wöchnerin: Kind, wie hast du mich in meinem Drangsal gesehen? Da antwortet die Königin: Herzliebste Mutter, ich habe dich nicht gesehen. Da nimmt die Grüne den niedlichen Prinzen, herzt und küßt ihn und verschwindet damit. Darüber trauert das ganze Land, der Vater und die Mutter; na, die wird fast wahnsinnig vor Herzeleid. Nach einem Jahre bekommt sie aber wieder einen allerliebsten Prinzen, der hat einen goldenen Stern auf der Brust. Nun ist alles wieder froh und vergnügt. Es dauert aber nicht lang. Wieder in der ersten Nacht kommt die grüne Jungfer und spricht: Kind, wie hast du mich in meinem Drangsal gesehen?

Die Königin antwortet: Herzliebste Mutter, ich habe dich nicht gesehen. Darauf ist die Grüne wieder mit dem Kinde verschwunden. Das giebt neues Herzeleid, und die Königin will sich fast von Sinnen thun. Darnach vergeht abermals ein Jahr, und sie bekommt einen dritten Sohn, der hat einen goldenen Hirsch auf der Brust. Mehrere Tage vorher sind schon Wachen aufgestellt, das ganze Schloß ist umzingelt von Soldaten und vor der Stubenthür haben vornehme Herren wachen müssen, weiß nicht, ob's Kammerherren gewesen sind. Kurz und gut, es ist dafür gesorgt, daß das Kind nicht wieder gestohlen werden kann. Trotzdem aber, um elf Uhr in der ersten Nacht, da liegen alle Wachen und schlafen wie die Ratten. Da kommt die grüne Jungfer abermals zur Königin hinein und spricht: Kind, wie hast du mich in meinem Drangsal gesehen? und die Wöchnerin antwortet: Herzliebste Mutter, ich habe dich nicht gesehen. Darauf verschwindet die Grüne mit dem Kinde.

Da nun alles nicht geholfen hat, so dringt das ganze Volk darauf, die Königin soll verbrannt werden, weil sie ihre Kinder aufgefressen hätte. Denn gestohlen könnten sie nicht sein, und dann hätte sie ja auch jedesmal am folgenden Morgen, wenn der Prinz gestohlen wäre, Blut auf dem Bette und an Händen und am Munde gehabt. Der König will das durchaus nicht zugeben; denn er hat sie zu lieb; er muß es aber am Ende zugeben, was er nicht ändern kann; das Volk hätte ihn sonst auch umgebracht. Nun wird ein großer Scheiterhaufen aufgerichtet, und die unglückliche Mutter hinaufgeführt und an einen Pfahl gebunden. Der Geistliche

betet noch für ihre arme Seele, und bittet den lieben Gott, sie auf- und anzunehmen und dann segnet er sie ein und steigt herunter. Um den Holzstoß steht das Volk gedrängt und will die Hexe verbrennen sehen; die Musikanten spielen schaurige Stücke, und alles lauert, daß das Holz angesteckt wird, und dann die Qual der Königin angeht. In dem Augenblick steht nochmals die grüne Jungfer vor ihr auf dem Scheiterhaufen und spricht: Kind, wie hast du mich in meinem Drangsal gesehen? Die Königin spricht: Herzliebste Mutter, ich habe dich nicht gesehen. Während der Zeit haben sich die Henker gequält, den Scheiterhaufen anzustecken, er hat aber nicht anbrennen wollen. Da spricht die grüne Jungfer: Weil du nun so verschwiegen gewesen bist, und dich selbst durch den schrecklichen Tod auf dem Scheiterhaufen nicht zum Ausplaudern hast bringen lassen, so bist du und bin ich und dein Mann, der goldene Hirsch dadurch gerettet. Hier hast du deine Kinder wieder; da stehen in dem Augenblick drei wunderliebliche Knaben bei der angebundenen Königin, die umfassen ihre Kniee und rufen: Mutter! liebste Mutter, wo ist unser guter Vater? Da umschlingt sie ihre Kinder, das Volk ist erst stumm und starr vor Verwunderung, reißt dann alle herunter vom Scheiterhaufen, und führt sie in Jubel dem staunenden Vater zu, und die Musikanten spielen lustige Stücke auf. Nun ist es aus.

Der Wassermann.

Wenn man von Zellerfeld nach Schulenberg geht, liegt rechts ab vom Wege, wo man eben in den Wald hineintritt, ein Thal, daß das Langerthal heißt. Oben in der Spitze desselben steht jetzt noch ein Sumpf Wasser hinter durchfurchtem Teichdamm, der der Langer-Teich genannt wird. In diesem Teiche hat der Wassermann vor vielen Jahren seinen schönen Krystallpalast gehabt, und, das versteht sich von selbst, darin wohnte er. Wie er daraus vertrieben wurde, das wird so erzählt: Einstmals gehn ein paar Mädchen aus Zellerfeld dahin und wollen trocknes Holz holen. Beide sind flink, jung und hübsch. Als sie auf den Teichdamm treten, so steigt aus dem Wasser halb herauf ein Mann, sein Haar ist grün und trieft von Wasser; seine Brust ist breit und hochgewölbt und sein Gesicht freundlich und gut; ja die Mädchen, obgleich sie sich erst erschreckt haben, freuen sich über ihn. Das geht aber so geschwinde, daß man's kaum sagen kann. Der Mann — es ist nämlich der Wassermann gewesen — hat eine Rolle Band in der Hand, das glänzt und spielt in allen Farben. Dies Band wickelt er los und läßt es vom Winde den Mädchen über dem Wasser zuwehen. Als die Spitze den Damm erreicht, wo die Mädchen noch stutzig stehen, winkt er ihnen, das Band zu fassen. Das älteste Mädchen, das so recht habgierig und putzsüchtig ist, greift gleich zu und wird auch in dem Augenblick an dem Bande, das es nicht wieder los lassen kann, in das Wasser hinabgezogen, ohne daß es das

andere Mädchen ändern kann. Mit dem Mädchen verschwindet aber auch der Wassermann in dem Wasser. Das zurückgebliebene Mädchen läuft, was es laufen kann, nach Haus und erzählt dem Vater des verunglückten Mädchens, was passirt ist; der nimmt gleich seine sieben Söhne, jeder mit Kratze und Trog und einer Axt versehen und fort geht's nach dem Langer-Teiche. Da sie aber hinkommen, sehen und hören sie nichts von dem Mädchenräuber. Sie sehen so lang, sie sehen so tief in den Teich, können aber nichts wahrnehmen. Da spricht der Vater, kommt, laßt uns den Damm durchgraben, daß das Wasser aus dem Teiche fließt, dann werden wir auch den Dieb darin finden. Mit aller Kraft und Eile beginnt die Arbeit und in Kurzem fließt das Wasser schon durch die Rinne und hilft mit den Damm durchbrechen. Das Wasser nimmt zusehends ab und schon sieht die Spitze eines Krystalldaches aus der Oberfläche des Teiches und noch immer arbeiten die acht rüstigen Männer. Endlich, da sie dem Wasser die Durchbrechung des Dammes allein überlassen können, gehen sie mit ihren Äxten an den Berg und hauen große Tannenbäume um, diese prasseln mit Gekrach den steilen Abhang hinunter, werden auf den Teichdamm vollends hingezogen und dann in den Teich auf das heraussehende Dach geschoben. So ist bald die Brücke dahin gelegt und der älteste der Söhne geht mit seiner Axt im Arm darauf hin. Da steht er nach wenigen Schritten oben über, wo der Wassergeist haust. Sein Blick schaut hinab in die Räume des Wassermanns. Der junge Bergmann sieht seine geraubte Schwester in den Armen des Unholds zusammenschrumpfen und dann

gleich in eine gläserne Flasche thun, und die Oeffnung verschließen. Augenblicklich aber schlägt der Bergmann das Dach mit seiner Axt ein; es entsteht ein furchtbarer unterirdischer Donner und dabei steigt der Wassermann wie ein blauer Nebel aus dem zertrümmerten Dache in die Luft und verschwindet darin. Zwei von den Brüdern, die am beherztesten gewesen sind, steigen hinein in das Innere des Krystallpallastes und eilen gleich zu der gläsernen Flasche, in welcher ihre Schwester in ein kleines Herz verwandelt ist, das aber noch schlägt. Der eine der Brüder nimmt die gläserne Kapsel von der Flasche und in dem Augenblick steigt eine kleine Flamme aus dem Gefäß empor, die sich mehr und mehr vergrößert, dann die Gestalt einer menschlichen Figur annimmt, und endlich die geraubte Schwester wird, wie sie leibt und lebt. Voll Freude nehmen die Brüder das überglückliche Mädchen und tragen es auf's Trockne. O wie freuen sich alle, wie freut sich das Mädchen, wie geht sie aus einem Arm in den andern und der Jubel über die Rettung ist ohne Ende. Alle danken Gott innig dafür. Hierauf aber sagt das Mädchen, ihre Brüder möchten sich auch derer erbarmen, die noch da unten in eben solchen Flaschen schmachteten. Da gehen zwei und zwei der Brüder hinunter in das Haus des Wassermanns, jeder rettet ein Mädchen und trägt es auf's Trockene; es sind in allen sieben wundersam schöne Frauensbilder gewesen. Als nun Alles, wovon man vermuthet, daß es Leben hat, aus dem Palast gebracht ist, da wird das prächtige Haus auf den Rath des Vaters mit Äxten zertrümmert. Ein jeder aber, der daran mit geholfen hat, nimmt ein Stück von der Krystallwand mit

heraus. Den Teich verlassen alle, wie er damals war, und wie er jetzt noch ist. Jeder der Brüder hat das Mädchen angefaßt, das ihm am besten gefiel, acht sind hingegangen voll Trauer und Herzeleid, sechzehn sind wieder gekommen voll Jubel und Fröhlichkeit.

Kurze Zeit nach dieser wunderbaren Rettung wird ein Hochzeitsfest gehalten, hier in Zellerfeld, wie es seit der Zeit nicht wieder vorgekommen ist; denn das gerettete Mädchen wird mit seinem Bräutigam, und die sieben Brüder mit ihren geretteten Bräuten auf einen Tag ehelich verbunden. Als man am Abend, wo die ganze Gesellschaft in einem großen Hause versammelt ist, auf die Begebenheit zu sprechen kommt, der man das Fest verdankt, so will man den fremden Gästen auch Schein und Beweis davon geben, und jeder der glücklichen jungen Ehemänner holt das Stück Wand her, das er sich vom Krystallpalast des Wassermanns abgeschlagen hat. Da entsteht aber neue Freude und neuer Jubel und Bewunderung; denn die großen dicken Eisplatten haben sich in dicke und schwere Silberplatten verwandelt, und dadurch ist die ganze große Familie wohlhabend und reich geworden.

Seit der Zeit hat sich aber der falsche Wassermann nie wieder im Langer-Teich sehen lassen. So oft man aber dahin kommt und den Teichdamm ansieht, der jetzt noch durchbrochen ist, und das Wasser, das noch immer so unheimlich aussieht, so denkt man jedesmal mit Schrecken und Freude an diese Begebenheit. Das war die merkwürdige Geschichte vom Wassermann.

Der Schatz aus dem Bocksberg.

Vor langen Jahren wohnten drei Bergleute in Hahnenklee, dabei kehrten von Zeit zu Zeit Venetianer ein, die die Schätze im Bocksberge aufsuchten und in der Regel auch so viel fanden, daß sie zufrieden zurückgiengen. Aus ihrer Heimath brachten sie dagegen allerlei Medizinsachen mit, die gegen viele Krankheiten gut waren. An diesem Handel verdienten sie auch reichlich. Die Bergleute merkten aber bald, daß es dieser Handel nicht allein war, der sie herzog, sondern, daß ihr Hauptaugenmerk auf den Bocksberg gerichtet war, und jedesmal, wenn sie kamen, erst Erkundigung einzogen, ob schon vor ihnen Landsleute von ihnen hier gewesen wären und den Bocksberg besucht hätten. War das zufällig geschehen, so wurden sie jedesmal recht verdrießlich; waren aber keine vor ihnen da gewesen, dann sahen sie stillvergnügt aus. Es mußte der Bocksberg also für sie wichtig sein.

Als sie einst wieder da waren, sich so wie früher erkundigt hatten und in mondheller Nacht nach dem Bocksberg machten, stach ihnen einer von den drei Bergleuten, die beiläufig gesagt, Kameraden waren, nach und sah, daß sie am Bocksweg an einer abgelegenen Stelle den Boden aufgruben, und aus dem Loche Erde in ihre Beutel füllten. Der Nachstecher hatte genug gesehen und sich genau die Stelle bezeichnet, wo das geschehen war; er eilte, daß er früher nach Haus kam, wie die Venetier. Am folgenden Tage reisten diese ab, und die Bergleute verabredeten gleich, denselben Abend den Ort aufzusuchen

und nachzusehen, was es da zu holen gäbe und sprachen schon von dem Reichthum, der sich da finden würde; der dritte aber sagte: ich gehe nicht mit, denn:

„Was mir Gott hat zugedacht,
Das wird mir in's Haus gebracht."

Die beiden andern Bergleute gehen deshalb allein hin, suchen an dem Platz, finden aber nichts. Sie wollen am Ende aufhören und sind eben im Begriff, das Gezäh verdrießlich zusammenzunehmen. In dem Augenblick aber thut der Eine noch einen derben Hieb in die Erde und ruft voll großer Freude, hier steckt etwas. Nochmals fangen sie an zu graben und bringen zuletzt ein Gerippe heraus, sie sind ungewiß, ob es von einem Reh oder von einer Ziege ist. Sind sie vorher schon verdrießlich, so sind sie es jetzt noch mehr. Trotz des Ärgers lacht aber doch der Eine über den Andern, nämlich von wegen der Täuschung. „I," sagt der Eine, „unser Kamerad muß aber auch seinen Theil davon haben, wir wollen ihm das Gerippe in's Haus bringen, er ist angefahren, seine Frau liegt diesen Abend im Bette, die Thüren sind offen; deshalb können wir es ihm ungesehen in die Stube bringen." Als es Nacht ist, bringen sie richtig das Gerippe in die Stube ihres Kameraden und fahren von da weg an. Ihren Kameraden finden sie noch auf dem Gedinge, er hat sich redlich gequält und seine Löcher haben tüchtig gehoben. Als sie ankommen, frägt er gleich: na, habt ihr eure Scheuern voll, ich glaubte, ihr brauchtet nicht wieder ein Fäustel in die Hand zu nehmen. Ach, antworteten diese, laß dein Spotten, wir hätten besser gethan, wenn wir angefahren wären; darauf ar=

beiten sie bis um zwölf, dann machen sie Schicht, gehen mit einander nach Haus, und jeder sucht sein Quartier. Als der dritte mit brennendem Licht in seine Stube tritt, so ist er ganz erstaunt; denn ringsum im Zimmer stehen auf Tischen, in den Fensterbänken, auf den Kannelbrettern lauter prächtige Nippfiguren aus purem Gold und Silber: Hirsche, Rehe, Schweine, Kühe, Kälber, Ziegen, Vögel u. s. w. Er kann sich nicht satt sehen, nimmt eine Figur nach der andern, wiegt sie in der Hand und wundert sich über die Schwere und Schönheit des Dinges. Nachdem er Alles durchgemustert hat, legt er sich zu Bett und denkt, deine Frau kann sich morgen auch erst darüber wundern, wo das hergekommen ist. Von dem Gerippe ist aber nichts zu sehen gewesen. Am andern Morgen, als die Frau aufsteht, in die Stube tritt und den Gold- und Silberreichthum gewahr wird, läuft sie gleich zurück in die Kammer, weckt ihren Mann und fragt, Mann, wo hast du die schönen Sachen her? Der aber antwortet, das hat mir mein lieber Gott in's Haus gebracht, dreht sich gemächlich um und schläft fort. Die Frau verschließt und verriegelt alles und besorgt ihre häuslichen Geschäfte. Kaum ist es Frühstückszeit, der Mann aufgestanden und hinausgegangen, um sich Waschwasser zu holen, so kommen die andern beiden Kameraden und wollen sich bloß das Bündel voll Schelte holen von wegen des Schabernacks. Anstatt daß aber ihr Kamerad ärgerlich aussieht, geht er ihnen freundlich entgegen und spricht: „Kameraden, was ich euch gesagt habe, so ist es gekommen. Mein Gott hat mir großen Reichthum in's Haus gebracht. Kommt herein, ihr sollt euern Theil

davon haben.“ Darauf führt er sie in die Stube, sie werden stumm und starr, dann sagt er: „Du Kamerad nimmst diese, du die Seite; ich behalte diese hier, dann hat ein jeder so viel, daß er ferner nicht den Bohrer zu gerben braucht. Beide danken ihrem Kameraden für das große Geschenk und fragen zuletzt, was er mit dem Gerippe angefangen habe? Er aber weiß nichts davon. Da sagen sie es ihm, was sie gethan haben; er aber hört gar nicht darnach, antwortet bloß: Thut nichts. Jeder packt seinen Reichthum zusammen und trägt ihn nach Haus, er ist schwer gewesen, so schwer, daß er's kaum fortbringen kann. Später haben die drei ihre Goldthiere nach Goslar verkauft, auch der Herzog von Braunschweig hat einige bekommen, und sie haben so viel Geld dafür erhalten, daß sie reiche Leute geworden und auch geblieben sind. Von der Zeit an hat keiner einen Venetier wieder auf dem Bocksberg gesehen; die Schätze im Bocksberg sind aber auch so lange verschlossen, bis hundert Jahre lang kein vierbeiniges Thier den Bocksberg betritt. Das ist aber noch lange hin.

Der Gottlose und der Fromme.

Zwei Handwerksburschen reisten miteinander und nährten sich vom Fechten. Einer war ein listiger und gottloser Mensch, so, was man einen Pfiffikus nennt; der andere recht einfältig, dabei gutwillig und fromm, oder ein gutmüthiger Einfaltspinsel, daher mußte er immer das Bad austragen und bekam dazu die schlechtesten Bissen; trotzdem war er aber doch immer zufrieden.

Einst kamen sie in ein Wirtshaus. Dach und Fach mußten sie haben; denn es war barbarisch kalt, und Essen und Trinken hatten sie auch nöthig, wollten sie nicht völlig zur Ruh auf's Stroh gehen. Wo aber Geld hernehmen, keiner hatte einen Pfennig in der Tasche. Der Gottlose wußte Rath und sagte: Will der Wirt die Zeche bezahlt haben, so muß einer von uns seinen Rock lassen. „Wer soll denn aber seinen Rock ausziehen?" antwortete der Fromme. „Wer anders, als du," sagte der Gottlose. Als sie am andern Morgen nach ihrer Zeche fragten, sagte der Wirt, sie sollten gar nichts bezahlen. Gott habe ihm vor Jahren von einer Krankheit geholfen, dafür habe er gelobt, jeden Gast, der an dem Tage, so wie gestern, bei ihm einkehrte, freie Zeche und Nachtquartier zu geben, und das habe er immer so gehalten. Die Handwerksburschen dankten und giengen ab. Unterwegs sagte der Gottlose: Hör, Kamerad, das Fechten geht schlecht, wir haben ja oft nicht den Bissen Brot, den wir gebrauchen. Besser würde es damit gehen, wenn einer von uns blind wäre und würde von dem andern geführt, das Erbarmen und die Almosen wären dann größer. „Ja," sagte der Einfaltspinsel, „wer von uns soll sich dann blind machen lassen?" „Natürlich du, sagte der Gottlose, „du kannst dich doch nicht so finden, als ich." Der Einfältige war's zufrieden, gab sein Augenlicht preis, und ließ sich die Augen ausstechen. Anfangs hatte er nichts Arges daraus, weil ihn sein Kamerad immer führte und sie immer tüchtig was zu leben und auch Geld hatten. Als er aber keinen Tag wieder sah und immer schlechter von seinem Kameraden

behandelt wurde, am Ende auch nicht einmal satt zu essen bekam, da fieng er an zu murren, und war nicht mehr mit seinem Schicksale und Kameraden zufrieden. Wenn er denn einmal so herausfuhr voller Gift und Galle, so antwortete der Gottlose: „Einfaltspinsel, halt's Maul, oder ich laß dich sitzen und sollt's unterm Galgen sein." Der Blinde aber meinte, es wäre nur eine Antwort auf seine Worte und hörte nicht auf zu brummen. Sie waren auf der Reise und hatten schon einen langen Weg gemacht, da fragte der Blinde, kommen wir noch nicht bald in's Quartier? Doch, sagte der Gottlose, wir sind schon vor der Thür. Komm, setz dich hier auf den Stein, ich will den Wirt rufen, ob wir hier bleiben können. Der Blinde setzte sich nieder auf den Stein und wartete und wartete. Wer aber nicht wieder kam, das war der Gottlose. Endlich fieng der Blinde an zu rufen, es hörte aber Niemand, so blieb er sitzen, es war alles todtenstill um ihn. Am Ende hört er ein Gefliege und Geflatter in der Luft und dann drei Rabenstimmen. Die Thiere setzten sich über ihn hin. Da fängt der eine Rabe zum andern an: Weißt du nichts neues? O, doch, diese Nacht fällt ein Thau, mit dem kann sich jeder Blinde sehend machen, wenn er sich davon etwas in die blinden Augen wischt. Das ist gut, sagte der andere, wenn's nur alle Blinden wüßten. Da antwortet der Erste wieder, der Blinde hier unter dem Galgen, der hört's, kann's benutzen. Drauf sagt der zweite Rabe: Ich weiß auch, woran es liegt, daß jetzt die Stadt kein Wasser hat und deshalb so gräßliche Noth darin ist. Es sitzt nämlich ein dicker Lork (Kröte) vor der Quelle,

dort oben am Berge, woraus die Stadt bisher ihr Wasser bekam. Wer den Lork mit einer glühenden Zange davor wegreißt und tödtet, der versorgt dadurch die Stadt mit Wasser. Der dritte Rabe aber spricht: Ihr wißt, daß der König krank ist, und kein Arzt kann ihm noch helfen. Wer aber drei Bissen von dem Brot, das vor ihm gelegen hat, nimmt, das zu Pulver brennt, und ihm auf dreimal eingiebt, der rettet dem Könige das Leben. Darauf fliegen die drei Raben weg. Der Blinde hat aber alles gehört und sich gut gemerkt. Das Nächste ist, als er fühlt, daß der Thau fällt, sich gleich etwas davon auf seine Augen zu wischen. Es geschieht Wunder, er bekommt sein Augenlicht wieder. Nun sammelt er aber auch noch von dem Thau ein Medizinglas halb voll, damit hat er später noch viele andere wieder sehend gemacht.

Hierauf geht er zur Stadt auf's Rathhaus und spricht: er wolle die Stadt wieder mit Wasser versorgen, was sie ihm geben wollten? Da versprachen sie ihm, er solle haben, was er fordere, wenn sie nur Wasser bekämen. Er läßt sich nun eine Zange machen und geht zu der versiegten Quelle. Richtig, es sitzt ein großer Lork davor. Der Handwerksbursche reißt ihn davor weg und gleich sprudelt das Wasser wieder aus der Erde. Dem Thier giebt er aber den Genickfang, daß es nicht abermals die Quelle verstopfen kann. Reich belohnt geht er nun nach der Stadt, wo der König wohnt, der krank ist. Hier läßt er sich schöne Kleider machen, schafft sich Kutsche und Pferde an und auch einen Bedienten und fährt dann in vollem Galla zum König, läßt sich an=

melden und sagen: Ein Doctor wäre da, der den König gesund machen wolle. Der König will erst nicht daran und sagt, ihm könne doch Niemand weiter helfen, als der Sensenmann (Tod.) Doch unser Doctor läßt sagen, er möchte es doch nur noch einmal versuchen, er solle sehen, er würde wieder gesund. Da muß er denn hinaufkommen, er frägt hin und her, nach diesem und jenem (das hat aber nur so etwas sein sollen), dann läßt er sich von dem Brote, das vor dem König gestanden hat, ein Stückchen geben, fährt nach Haus, brennt es zu Pulver, kommt dann wieder und giebt dem König davon ein. Kaum hat er's genommen, da wird's schon etwas besser mit ihm. Bald nachher muß er nochmals etwas davon nehmen. Darnach kann der König schon aufstehen und nach dem dritten Mal Einnehmen ist er ganz correkt. Nun will er den Doctor königlich belohnen. Doch dieser sagt, er möchte ihm nur ein gutes Wirtshaus schenken, in dem er sein Brot hätte. Dazu sagte der König gern ja. Nachher, als der Doctor schon lange Zeit Wirt gewesen ist und Frau und Kinder hat, dabei auch reich ist, kommt eines Abends ein recht zerlumpter Mensch in die Gaststube und bittet um Gotteswillen um ein Nachtquartier. Das wird ihm auch gegeben, und an demselben Abend, da stellt es sich heraus, daß der Bettler der Gottlose gewesen ist, der erst mit dem Wirt das alles aufgestellt und ihn so betrogen hat. Der Wirt läßt's ihm aber nicht entgelten, sondern behält ihn. Am andern Morgen kommen aber die Haltefeste und nehmen unsern Gottlosen und bringen ihn in Gewahrsam. Zuletzt ist er noch am Galgen zur Ruhe gekommen, denn

er hat einen andern Handwerksburschen todt geschlagen und ihm sein bischen Armuth abgenommen und dabei ist ihm der Arm der Gerechtigkeit zu nahe gekommen. Da hat er auch sein Recht bekommen.

Die Frau Holle und die Flachsdiesse.

In Clausthal wohnten einst zwei Mädchen, die hatten nicht Vater noch Mutter und mußten sich deßhalb von ihrer Hände Arbeit nähren. Das Einzige, womit noch etwas verdient werden konnte, war Spinnen. Eins der Mädchen spann recht fleißig, das andere aber schwatzte gern und brachte damit die Zeit hin und des Abends war es das erste, das anfieng zu nicken und zu schlafen. Wenn die Fleißige des Abends um elf Uhr aufhörte, so hatte die Faule schon ein paar Stunden geschlafen. Daher hatte denn das fleißige Mädchen so recht seine Noth mit der faulen Schwester. Nun kam Ostern in's Land; am Osterheiligenabend saß die Fleißige und spann, während die Andere fortgegangen war, um die Osterfeuer zu sehen und Kurzweil zu treiben. Als die Liese nun so saß und spann, schlug es eben elf. Da gieng die Thür auf und herein trat eine schöne Frau, die trug ein langes, weißes, seidenes Kleid, hatte schöne lange goldgelbe Haare und hielt in der Hand eine schöne Diesse, so weiß wie Silber und so fein wie Seide; die grüßte mit freundlicher Stimme das gute Mädchen, das seinen letzten Flachs eben als Faden auf die Rolle laufen ließ, befühlte das Garn und sprach:

„Fleißige Liese,
Leer ist die Diese,
Fein ist der Faden
Bist wohl berathen.“

Dann berührte sie mit ihrer goldenen Diesse das Spinnrad des Mädchens, lächelte freundlich und verschwand. Und wer war das? Das war die Frau Holle.

Die fleißige Liese gieng nach dieser Erscheinung zu Bette, ihre Schwester kam später zu Haus und legte sich auch hin. Am Ostermorgen, als die beiden Mädchen aufstanden, da stand statt des hölzernen Spinnrades ein glänzend goldenes da, das funkelte und glitzerte ganz prächtig, und das Garn, das die Liese gesponnen hatte, war so fein und weiß wie Seide. Beim Abhaspeln fand sich auch noch das große Glück, daß das Garn auf der Rolle nicht abnahm, sie mochte noch so viel abhaspeln, die Rolle blieb voll. Das war aber eine Freude für die Liese! Als aber die Faule nach ihrem Spinnrad sah, da fand sie zu ihrem großen Schrecken, daß statt Flachs Stroh auf der Diesse war. Und in ihrem Kasten lag statt der gehabten schönen Leinewand Häcksel. Darum spricht man noch jetzt: Am heiligen Abend muß die Diesse leer sein, sonst kommt die Frau Holle und bringt Häckerling.

Die Schlericke in der Schalk.

Ein junger lediger Bergmann geht an einem Sonnabend Nachmittag nach der Schalk in die Heidelbeeren; er will sich einen kleinen Zeitvertreib machen und seines

Bruders Kindern Heidelbeeren mit nach Haus bringen. Oben in dem schalker Thal findet er Heidelbeeren so dick wie die kleinen Kirschen und zuckersüß. Es dauert gar nicht lange, so hat er seinen Korb voll und will eben wieder nach Haus, als ein hübsches Mädchen auf ihn zukommt, dann winkt, daß er ihm folgt. Sie geht im Thal hinauf, steigt dann einen Moosberg hinan, die Stufen sind so weich wie Moos, daß sie wie auf Seide gehen. Oben darauf steht ein Moosschloß, die Wände sind von Moos, aber weich und wunderschön. Es ist so eigenthümlich hübsch darin, daß es ihm vorkommt, als wäre er unter der Erde ganz in Wald und Moos gehüllt, auch ein Geruch, der seines Gleichen nicht hat. Die Dame (es ist die Schlericke gewesen) führt ihn in ein Zimmer, darin ist alles mit grünem Sammet überzogen; Spiegel, von der Decke bis zur Erde, Tische, Sopha's und Stühle von grün glänzendem Holze. In diesem Zimmer kommt sie auf ihn zu und thut, als wollte sie ihn umarmen und küssen. Er freut sich darüber herzlich und eilt ihr entgegen. Indem er aber sie auch umfassen und küssen will, so macht sie den Mund etwas auf, da kommen ein paar Krötenpfoten zum Vorschein. Der Bergmann erschrickt, geht aber doch näher, meint, er habe sich getäuscht. Als er aber nur noch einen Fuß von ihrem Mund entfernt ist, da öffnet sie ihn ganz und heraus sehen zwei Kröten mit feurigen Augen und ecklem Athem. Das ist aber doch dem Bergmann zu viel. Voll Schrecken stürzt er zum Haus hinaus und im Fortlaufen hört er noch ein schreckliches Stöhnen und klägliches Aechzen. Als er unten am Berge

ankommt und sich umsieht, ist der Moosberg mit dem Moosschloß und der Schlericke verschwunden.

Hätte er sie geküßt, gewiß wäre er reich und glücklich geworden, so aber wird sie auf ihre Erlösung noch lange warten müssen.

Der Spiegel und das Schwert.

Drei Brüder wohnten in einem Hause zusammen und lebten mit einander, aber nicht in Frieden, nein oft in Zank und Streit; denn der Jüngste konnte alles besser, machte alles besser und war auch hübscher und glücklicher, als die beiden ältesten, die der Neid und die Bosheit plagte. Um den Jüngsten los zu werden, giengen sie zusammen in den Wald hinaus und sagten, ihr Holz müßten sie sich hauen. Sie arbeiteten mit einander, bis es Abend war, dann legten sie sich hin und schliefen. Die beiden ältesten machten sich aber fort, während der Jüngste fest schlief. Als dieser aufwachte, waren seine Brüder nicht zu sehen noch zu hören; er aber wußte weder Weg noch Steg und verlief sich denn dermaßen, daß es keine Möglichkeit gab, wieder aus dem Walde zu kommen. Natürlich konnte er dabei nicht fröhlich sein und suchte recht betrübt und traurig einen Ausweg. Da erschien ihm eine Fee, die seine Pathe war. Davon wußte er aber nicht und seine Brüder auch nicht. Diese Fee nahm ihn mit sich in ihr Schloß, das in dem Walde stand und behielt ihn bei sich; die beiden Brüder verwandelte sie in zwei wilde Schweine, die im Walde umherlaufen mußten zur Strafe. Bei seiner Pathe hatte

es der Jüngste recht gut, lernte da Vieles, wovon er nicht einmal zu Haus gehört hatte und blieb da, bis er zwanzig Jahr alt war. Nun, sagte die Fee, bist du alt genug und kannst dir selbst durch die Welt helfen. Jetzt mußt du fort von mir. Er gieng nicht gern weg, denn er hatte es ja so gut da, und seine gute Pathe so lieb, daß es ihm sehr nah gieng, als sie sagte: Jetzt mußt du fort. Er gehorchte, wenn auch nicht gern. Dies sah ihm seine Pathe an und ihr traten selbst die Thränen in die Augen, als er weggieng. Beim Abschiede gab sie ihm einen kleinen Spiegel und sagte: Willst du etwas Wichtiges thun, so sieh erst in diesen Spiegel, ist dann dein Gesicht hell und klar, freundlich und gut, so thu es; siehst du dich aber nicht hell und klar, oder bist du darin finster und mürrisch oder nachdenklich, so thu es bei Leibe nicht. Dann schenkte sie ihm auch noch ein Schwert, die Klinge war von Silber und Stahl, der Griff von Gold und Edelsteinen, und sprach: „Nimm dieses Schwert, es sei ein theures Gut für dich. Brauch es nur, wenn dein Glück oder Unglück auf dem Spiele steht, dann wird es dich glücklich machen. Zuletzt gab sie ihm aber auch einen Beutel mit Gold, der mußte nur so sein und sprach: Lindere damit die Noth der armen Menschheit und gebrauche es zu dem, was du nöthig hast, sonst sei aber sparsam und haushälterisch. An jedem Abend vergiß nicht in deinen Spiegel zu sehen und von deinem Gesichte zu lesen, ob du an dem Tage gut oder böse gewesen ist. Je frömmer du bist, desto hübscher wirst du werden, je böser du wirst, desto häßlicher wirst du darin aussehen.“ Dann nahm sie herz=

lich Abschied von ihm, zeigte ihm den Weg, den er gehen sollte und war verschwunden und in dem Augenblick war auch das Schloß weg, und der junge Mensch stand im Walde unter Bäumen. Betrübt gieng er fort, dahin, wohin ihm seine Pathe gesagt hatte und kam bald aus dem Wald; auf einer schönen grünen Wiese begegnet ihm ein Greis, der ist so zittrig und sieht so ausgehungert aus und spricht: Erbarme dich meiner, du lieber junger Mensch. Er reicht dem Alten gleich ein Goldstück und giebt ihm auch zu essen. Gotteslohn, sagte der Bettler und war verschwunden. Voll Verwunderung, daß der Greis im Um= und Aufsehen weg war, zog der Jüngling seinen Spiegel heraus, sah hinein, und sein Gesicht war hell und klar; auch schien es, als wäre er etwas schöner geworden. Voll Freude gieng er weiter, that Gutes, wo er konnte, verpaßte aber keinen Abend, in seinen Spiegel zu sehen. So mancher Abend auch herankam, immer war der Spiegel hell und sein Gesicht immer schöner, so daß es nicht einen hübscheren Menschen geben konnte als ihn. Drei Jahre mocht er so gereist sein, da kam er in eine Stadt, in der ein König wohnte; alle Leute, die ihm entgegen kamen, und die da giengen auf den Gassen, waren so betrübt und giengen so traurig, daß er endlich fragte, warum sie alle so verstört und traurig wären: Eine Frau, die er fragte, sagte, er solle nur einmal annehmen, es wäre ein Ungeheuer in die Stadt gedrungen, des Nachts, wo alles geschlafen hätte, das müsse jeden Tag einen Menschen haben, den es zerrisse und auffräße, und wenn es den nicht bekäme, so ent= stünde noch größeres Unglück. Solch ein Scheusal hätte

es noch nicht gegeben auf der Welt, es wäre vorn eine Art Mensch, in der Mitte wie ein Löwe mit Krallen, aber ohne Haare und hinten eine gräßliche Schlange. Nun hätte es schon gefährlich viel Menschen gefressen und noch immer hätte sich keiner gefunden, der es bezwingen könnte. Der König in seiner Noth wolle gern dem seine einzige schöne Tochter zur Frau geben, der das Ungethüm umbrächte und die Stadt von der Plage befreite; man warte aber vergebens auf einen Erretter; denn wenn sich auch einmal einer fände, der das Wagstück unternehme, der müsse jedesmal daran glauben, die Haut und der ganze Wanst des Unthiers wäre so dick und hart, daß kein Spieß und Schwert durchgieng oder hineinkäme. Darauf antwortete der Jüngling der Frau: Sie solle nur nicht verzagen, in ein paar Tagen solle es anders damit aussehen. Er wolle einmal sein Heil daran versuchen. Ach, sagt die Frau, das möchte er doch bleiben lassen, es wäre ja schade um solch hübschen Menschen, um solch junges Blut. Dabei faßt sie seine rechte Hand und bittet ihn flehentlich, doch ja nicht hinzugehen und sich von dem Unthier umbringen zu lassen. Doch er spricht: Liebe Frau ich danke euch für eure Liebe und Fürsorge, doch glaube ich, daß ich gerade dazu ausersehen bin, das Thier zu schlagen, und die Stadt von der Plage zu befreien. Dann zog er seinen Spiegel aus der Tasche, sah hinein und sieh', sein Gesicht war so hell und klar und dabei schöner, wie noch nie. Dabei dachte er auch an sein Schwert, das eine ganz andere Art Schwert war, wie die gewöhnlichen. Er sagte der Frau, sie solle bald etwas Neues erfahren, was er gethan hätte,

und dann sagte er ihr Adieu. Von da gieng er stracks nach dem König und sagte dem was er vorhätte. Der aber wollte es anfänglich nicht zugeben, daß der bildhübsche Mensch so schändlich hingeopfert würde. Als sich aber der Jüngling nicht halten lassen wollte, so gab's endlich der König zu. Beim Abschied drückte ihm der König die Hand und sagte: „Meine Tochter gehört dir, kommst du lebendig zurück und hast das Thier besiegt, außerdem sollst du mir ein lieber Sohn sein." Der Jüngling ließ sich nun sagen, wo die Bestie läge, machte sich hin, nahm sein Schwert und da giengs los. O es war nichts Kleines, das schreckliche Ungeheuer umzubringen. Er mußte sich fürchterlich vor seinem Rachen, vor seinen Krallen und dem Schwanze in Acht nehmen. Doch endlich kam er ihm so nah, daß er zustoßen, und das Schwert in den Wanst rennen konnte. Das Thier stürzte nieder und wälzte sich in seinem Blute. So war's denn geschehen, das Ungethüm lag besiegt und still da. Jetzt nahm der Jüngling seinen Spiegel vor, sah hinein und er war klar wie die Sonne und sein Gesicht war hübscher, wie das vom schönsten Mädchen. Zufrieden mit dem, was er gethan hatte, gieng er nun zum König und sagte, das Ungeheuer wäre todt; darauf strömte alles hin, überzeugte sich davon und freute sich. Und die Königstochter kam, fiel ihm um den Hals und sagte, sie hätte ihn lieber, wie ihr Leben. Dann wurde Hochzeit gemacht. Na, das war eine Hochzeit, nicht allein im Schloß beim König, sondern auch in der ganzen Stadt, und was das Beste war, die jungen Leute hatten sich so lieb wie die Kinder.

Als nun alles vorbei war, so sagte der junge Mann, er müsse seine Pathe erst einmal besuchen und ihr danken, denn die allein hätte ihm zu seinem und ihrem Glück verholfen. Damit war denn auch die Jungfrau gleich zufrieden. Er nahm Abschied und ritt nach dem Walde, wo seine Pathe wohnte, doch glaubte er nicht, daß er sie wieder finden würde. Es kam aber anders. Er war kaum in den Wald getreten, da kam ihm seine Pathe entgegen und sprach: Sei mir willkommen, du geliebter (Mann) Sohn! Du bist glücklich, das wollt ich. Meine Pflicht habe ich erfüllt. Wo sind aber meine Brüder, fragte der Pathsohn? Ich will sie auch erlösen, sprach die Fee, holte eine Pfeife hervor, that einen Pfiff und in dem Augenblick kamen ein paar wilde Schweine angerannt und blieben nicht weit von ihnen traurig stehn. Die Fee streckte ihre Hand nach ihnen aus und sprach: Eure Strafe ist zu Ende, seid wieder frei, da waren es wieder Menschen, die kamen auf ihren Bruder zu, er umarmte sie und vergab ihnen. Der junge Mann wollte alle mitnehmen, die Fee aber sagte nein; lebe wohl und war verschwunden. Die beiden Brüder giengen mit und waren von da an besser und glücklich. Nach dem Tode des alten Königs ward der junge Mann König. Sein Spiegel warnte ihn vor Unrecht, und sein Schwert verjagte alle Feinde. Sein Land war aber das glücklichste.

Der wilde Jäger und der Bergmönch.

Auf dem Goslarschen Weg ist schon manches erzählt, auch diese Geschichte. Vor vielen Jahren, wie hier noch die Wege schlecht gewesen sind, hat eine Frau alle Woche irdenes Geschirr von Goslar geholt und verkauft. Des Morgens früh ist sie denn fortgegangen und oft erst in der Nacht wieder gekommen. Einmal hat sie sich lange in Goslar aufgehalten, und geht dort weg, als es schon halb dunkel ist. Sie kennt aber jeden Schritt und Tritt, nimmt ihre Kiepe mit dem Geschirr auf den Rücken und trampt lustig ihren Weg nach Clausthal. Die Berge hinauf geht's zwar langsam, doch aber immer fort und so kommt sie oben an, da wo das Zipollenbeet ist. Von der schweren Tracht und den langen steilen Bergen mürbe gemacht, hat sie sich vorgenommen, erst ordentlich zu ruhen. Da sieht sie mit einemmale nicht weit von sich ein großes Feuer und um dasselbe wird sie Leute gewahr. Sie denkt, es sind Köhler, oder Holzhauer, und da sie recht durstig ist, geht sie darauf zu und will sich ein wenig Wasser zum Trinken geben lassen. Als sie aber näher und näher kommt, sieht sie zu ihrem großen Schrecken, daß ein riesiger Jäger mit seinen Gesellen, furchtbare Gesichter, um das Feuer herum sitzen, und ein gewaltig großer Hirsch am Spieße gebraten wird; und was das schlimmste dabei ist, schrecklich große Hunde laufen da herum, kommen auf sie zu gejagt, springen an ihr in die Höhe, daß sie ihren glühenden Athem fühlt, fassen an ihren Mantel, als wollten sie sie umreißen, und die Kerle bleiben ruhig

sitzen und kümmern sich gar nicht um die geängstigte Frau. Alles geht so unheimlich, so still zu. Sie läuft, was sie laufen kann, um den Bestien aus den Klauen zu kommen, ja sie rennt mit gräßlicher Angst so lange, bis sie vor Mattigkeit hinstürzt und ohne Besinnung unter ihrer Kiepe liegen bleibt. Als sie wieder aufwacht, steht ein Mann bei ihr, der hat einen grünen Schachthut auf, eine schwarze Puffjacke an und ein mächtig großes Licht in der Hand, der hilft ihr auf und frägt sie, was ihr fehle? Sie erzählt ihm unter Thränen, wie es ihr gegangen sei und daß nun wahrscheinlich all ihr irdenes Geschirr von dem Laufen und zuletzt durch den Fall entzwei gegangen wäre. Sie sei blutarm, hätte ihr Bischen Armuth ganz in diesen Handel gesteckt und heute gerade alles in der Kiepe gehabt. Nun läge die Geschichte in Scherben, sie wisse gar nicht, was sie anfangen solle. Der Geschworne, denn das meint die Frau, müsse er gewesen sein, bedauert sie, macht ihr den Mantel von der Kiepe zurück und leuchtet mit seinem Licht in die Kiepe und spricht: Sie solle sich nur zufrieden geben, Alles wäre noch nicht verloren, dann sagt er: Glückauf und geht nach Goslar, und die Frau wie geprügelt und voll Traurigkeit nach Clausthal zu. Als sie nach Haus kommt, ist es schon bereits Tag geworden. Sie geht in ihre kleine Stube, setzt ihre Kiepe anf den Tisch und fällt vor Mattigkeit auf die Bank hin. Dabei kann sie es doch nicht lassen, nach der Kiepe zu sehen, und daran zu denken, wie es wohl mit ihrem Geschirr stände, ob wohl noch etwas ganz geblieben wäre, oder alles in Scherben in der Kiepe läge. Wie erstaunt sie aber, als

sie den Mantel zurück schlägt und statt Scherben, lauter blitterblanke feine Gulden, aber keinen Napf oder Topf darin findet. Sie läuft gleich herum vorn in die Stube zu ihrer Wirtin, das ist eine kluge alte Frau gewesen, die kömmt und sieht die Geschichte und sagt: die Gestalten bei dem Feuer, das wäre der wilde Jäger mit seiner Sippschaft und seinen Hunden, der Geschworne aber der Bergmönch gewesen. Sie sollte froh sein, daß sie mit heiler Haut davon gekommen wäre. Die Frau kaufte sich für das Geld ein kleines Haus, schaffte sich ein paar Kühe an und brauchte von da an kein Geschirr mehr von Goslar zu holen.

Wildemann.

Als die ersten Bergleute in den Harz kamen und von Zellerfeld aus in die Umgegend giengen und Erze suchten, kamen sie auch in das Innerstethal, da, wo jetzt die Bergstadt Wildemann ist. Die Innerste war gerade angeschwollen gewesen und hatte einige Gänge aufgewaschen; diese fanden die Bergleute, dabei geriethen sie aber auch auf eine Menschenspur, die im Innersteschlamm zu sehen war. Die Bergleute wußten, daß keine Menschen weiter im Harze waren, als sie; deshalb suchten sie weiter und sahen bald darauf einen Menschen in der Nähe der Gänge, der lief nackend und sein Weib auch, beide hatten Mooskappen auf dem Kopf und einen Laubgürtel um den Leib. Wenn ihnen die Bergleute nahe kamen, so rannten sie fort, so scheu und wild waren sie, und verstanden auch nicht, wenn sie gerufen wurden. Oft hatten die

Bergleute Jagd darauf gemacht, sie aber niemals erwischt. Deshalb gaben sie ihrem Herrn, dem Herzog von Braunschweig, Nachricht davon und der ließ sagen, sie möchten die wilden Menschen fangen, mit Schlingen oder mit Bogen und Pfeil, sie aber ja am Leben lassen und dann nach Braunschweig schicken. Die Bergleute gaben sich alle mögliche Mühe, die Menschen zu fassen, es mißlang aber immer. Endlich verwundete man den Mann so, daß er nicht fort konnte und fieng ihn dadurch. Er war groß und stark, hatte einen langen dicken Bart und lebte mit seinem Weibe, das ihm ähnlich war, in dieser Einsamkeit des Waldes. Sie nährten sich von Beeren und Wildfleisch, und der Mann hatte einen ziemlich starken Tannenbaum in der Hand, den er auch als Waffe gebrauchte. Dabei konnten sie furchtbar schnell laufen, waren gelenk wie die Eidechsen, und stark wie Riesen. Es war daher keine Kleinigkeit, den Mann zu fangen. Was das für ein Kampf war, kann man gar nicht erzählen. Als die den wilden Mann gefangen hatten, sollte er arbeiten, er that's aber nicht. Man fragte ihn, woher er wäre, und was er gethan hätte, er antwortete aber nicht. Man reichte ihm Essen und Trinken, er berührte nichts. Dabei sah er immer nach der Gegend hin, wo die Gänge waren, als könne er sich nicht davon trennen. Bis dahin hatte man zwar Ganggestein gefunden, es war aber kein Erz darin. Da nun der Mann durchaus stumm war und blieb und auch kein Wort verstehen wollte oder konnte, so schickte man ihn nach Braunschweig zum Herzog. Der Herzog bekam ihn aber nicht zu sehen, denn auf dem Wege dahin war er

gestorben. An dem Tage, an dem die Nachricht zurück kam, daß der wilde Mann unterwegs gestorben wäre, gruben die Bergleute an der Innerste das erste Erz auf, das war sehr reich an Silber, und die erste Grube daselbst wurde der alte Wildemann, jetzt Ernst August, genannt. Zum Andenken an den wilden Mann, der wahrscheinlich die Gänge so lange taub gemacht, so lange er lebte, pflanzte man auf die Stelle, wo er gefangen war, eine Linde, baute sich da an, nannte den Ort Wildemann und nahm das Bild des Wildenmanns in das Stadtsiegel auf, daher der Name und das Wappen der Bergstadt Wildemann. Die Linde steht jetzt noch vor dem Rathhause, ist aber ganz hohl, darin sind aber drei junge Linden empor gewachsen, die sie stützen und erneuen die alte Linde.

Die Engelglöcklein.

Geht man von Osterode nach Herzberg, so liegt hinter der Aschenhütte ein Berg, dessen Fuß die Sieber bespült, und der der Hausberg genannt wird. Auf diesem Berg soll vor langen Jahren ein Nonnenkloster gestanden haben, das recht fest gebaut war, so daß es nicht leicht gewesen ist, es zu überrumpeln. Einst kommt eine wilde Kriegerschaar da durch und will in diesem Kloster ordentlich einhüten. Die rohen Soldaten haben nicht allein das Kloster plündern, sondern auch die Nonnen mißhandeln wollen. Die Speise ist ihnen aber garstig versalzen; denn, als sie vor das Thor kommen und hineinwollen, ist es zu, und keine Gewalt im Stande, das

Kloster zu nehmen, und hineinzukommen. Die Krieger legen sich auf die Lauer, umzingeln das Kloster und wollen die Nonnen durch Hunger und Durst zwingen, die Thore zu öffnen. In der großen Noth eilen die Nonnen mitsammt ihrer Äbtissin in die Kapelle, werfen sich vor dem Altar auf ihre Kniee nieder und bitten Gott, er möge sie vor Schimpf und Schande bewahren und von ihren Peinigern erretten, er möge ihnen Mittel und Wege zeigen, wie sie dem Unglück entrinnen könnten. Als sie so in Thränen gebadet beten, kommt eine Taube zum Fenster herein, fliegt auf den Altar, setzt ein kleines Körbchen darauf und fliegt wieder fort. Das sehen alle Nonnen, die Äbtissin tritt vor den Altar, öffnet das Körbchen und siehe, es liegen zwei Glöcklein darin, ein goldenes und ein silbernes. Nun nimmt die Äbtissin das goldene Glöcklein und läutet, es hat einen wunderbar schönen Ton gehabt, und augenblicklich tritt ein Engel zu ihr und frägt, was sie von ihm wünsche. Voll Schreck und Freude sagt die Äbtissin: Sie wünsche Schutz gegen ihre Peiniger, die vor dem Kloster lägen. Der Engel hat ein goldnes Scepter in der Hand, damit berührt er den Boden, der thut sich auf, er geht hinein und sagt, sie sollen ihm alle folgen; das thun sie auch. Der Engel führt sie in eine weite Grotte, die ist mit Hunderten von brennenden Wachskerzen erleuchtet. Auf der einen Seite steht ein Altar, vor dem werfen sich die Nonnen nieder und danken voll Inbrunst Gott für ihre augenblickliche Rettung. Da ist der Engel verschwunden; dann stehen sie auf und sehen sich in ihrer neuen Behausung um. Da stehen auf der andern Seite der

Grotte mehrere gedeckte Tische; das Essen fehlt aber darauf. Auch stehen viele Betten da herum und es fehlt nichts weiter, was sie bedürfen, als Essen und Trinken: da nimmt die Äbtissin so zufällig das Körbchen mit den Glöcklein vor sich und läutet mit dem silbernen Glöckchen. In dem Augenblick sind wieder zwei Engelein da, und fragen, was die Frau Äbtissin wünsche; die wünscht Essen und Trinken für sich und ihre Nonnen zu haben; da trägt der eine Engel die schönsten Speisen, und der andere die feinsten Getränke auf den Tisch, dann sind die Engel wieder verschwunden. So geht's sieben Tage, und die Soldaten vor dem Kloster warten vergebens, daß die Thore geöffnet werden. Aus Ärger und Verdruß werfen sie Feuerbrände in die Klostergebäude, die Engel löschen sie aus; sie laufen Sturm, müssen aber immer unverrichteter Sache wieder zurück. Kurz, sie sind gezwungen, trocken abzuziehen; denn sie haben eingestehen müssen, die Nonnen schützt Gott. Als nun die rohen Horden wieder abgezogen sind, kommen die Nonnen wieder aus ihrem Versteck hervor und danken Gott alle Tage in der Kapelle. Später sind die Nonnen da weggegangen, und das Kloster ist zerfallen; der Hausberg steht aber jetzt noch.

Die Christmesse in der Wildemänner Kirche.

Am ersten Weihnachtsmorgen früh vier Uhr wurde sonst hier auf dem Harze in allen Kirchen heilige Christmesse gehalten und schaarenweise strömten dann in der Dunkelheit die frommen Christen zum Gotteshaus, das

heilige Christfest damit anzufangen. So war auch der Gebrauch in Wildemann. Eine Frau daselbst, eine fromme und gute Christin, hatte sich am heiligen Abend vorgenommen, am andern Morgen auch in die Christmesse zu gehen. Früh war sie schon zu Bett gegangen, um früh genug wieder aufzustehen und nicht zu spät zu kommen. Da wacht sie denn mitten in der Nacht auf, meint, es sei schon gegen drei, denn eine Uhr hat sie noch nicht gehabt, und Uhren hat's überhaupt damals noch wenig gegeben. Sie steht also auf, zieht sich an und geht zur Kirche; doch wundert sie sich so vor sich hin, daß noch nicht mehr Leute zu Beinen sind, die auch nach der Kirche gehn. In ihrem Sinne denkt sie, ist gut, bist du die erste. Als sie auf den Kirchhof kommt, sieht sie die Kirche hell erleuchtet; es ist aber noch alles todtenstill darin und davor. Sie geht hinein: die Kirche ist leer, kein Mensch darin zu hören noch zu sehen. Da schlägt es elf und als es ausgeschlagen hat, beginnt das Festgeläute so feierlich, so schön in die Nacht hinein zu tönen, daß der Frau dabei schon die Augen übergehen. Dann strömen die Leute herein, aber nicht die, welche damals noch gelebt haben, sondern alle solche, die schon lange todt gewesen sind und im Grabe geruht haben, die aber alle die Frau gekannt hat; also Leute aus den Gräbern füllen die Priechen, die Stühle, und die Anverwandten der Frau setzen sich rechts und links neben sie. Nachdem ausgeläutet ist, beginnt der Gesang, ein ernster, feierlicher Todtengesang mit Orgelbegleitung, so herzergreifend, daß die Frau fast in Thränen zerfließt. Hierauf tritt der Prediger, der erst vor zwei Jahren ge-

storben und auf den Wildemänner Kirchhof beerdigt war, auf die Kanzel und predigt so klar und so wahr, wie die Frau noch nie gehört hat; ertheilt dann den Segen und bei dem Worte „Amen" schlägt es zwölf. Da ist alles verschwunden, die Kirche ist finster und leer, und die Frau muß im Dunkeln hinaustappen und nach Haus gehen. Zu Haus angekommen, sinkt sie zum Tode erschöpft auf einen Stuhl nieder und kann kaum noch ihre Leute rufen, die ihr gleich ein Lager auf der Ofenbank zurecht machen müssen. Hier liegt sie fast zwei Stunden in todtenähnlichem Schlafe, rührt und regt sich nicht; dann thut sie die Augen auf, sieht um sich, erblickt alle die Ihrigen um ihr Lager versammelt, die da denken, daß sie nicht wieder erwacht und deßhalb herzlich weinen. Denen erzählt sie dann mit schwacher Stimme, was sie in der verflossenen Nacht erlebt hat, und als sie eben mit der Erzählung fertig ist, da läutet es zur wirklichen Christmesse; jetzt gehen die Lebendigen dahin, aber die Frau stirbt in dem Augenblick und geht zum lieben Gott in den Himmel.

Der Schneider und der Teufel.

Ein Schneidermeister hatte drei Töchter und einen Gesellen. Trotzdem, daß der Alte erst durch Sparsamkeit, dann durch Geiz schmählich reich geworden war, mußten seine drei Töchter aber doch immer fleißig mit nähen, ohne daß sie mit dem Gesellen sprechen durften. Die eine Tochter mochte den Schneidergesellen gern leiden und er sie auch, da blieb ihnen denn weiter nichts übrig, als

mit den Augen zu reden und auch dabei mußten sie sich verteufelt vorsehen, daß es der Alte nicht merkte, sonst bekam der Geselle gleich den Laufpaß. Einmal hat diese Tochter die Woche und muß kochen. Sie macht das Mittagsbrod, sind gerade Bratbirnen und Klümpe gewesen, da kommt der Geselle hinaus, thut, als wolle er das Bügeleisen heizen und spricht in der Geschwindigkeit ein paar Worte mit seinem Mädchen. Der Alte ist aber gleich dahinter, hört's, und augenblicklich muß der Geselle aus dem Haus. Ehe er aber weggeht, verspricht ihm seine Braut, des Abends die Thür zu öffnen, damit er sie ein wenig besuchen könne. Das geschieht auch. So haben sie manch Stündlein beisammen zugebracht, ohne daß sie ertappt sind. Eines Abends aber, als auch der Schneidergesell kaum im Haus ist, steht der Alte auf und geht ständig walten. Der Schneidergesell retirirt auf den Balken, legt sich darauf und wartet ab, was daraus wird. Das Mädchen darf für diesmal nicht aufstehen, damit es sich nicht verräth. Wie nun der Schneidergeselle da liegt, sieht er, daß der Alte Bretter zusammenholt und einen Sarg daraus macht; dann holt er eine ganze Mulde voll Geld, setzt das in den Schrein, und als er damit fertig ist, wird ein Getob und Gebraus, als wenn das Haus untergehen soll, so daß dem verliebten Schneiderlein himmelangst wird. In dem Augenblick steht bei dem alten Schneidermeister der Teufel und jener spricht:

„Hier nimm dir, was dein,
Und gieb mir, was mein.“

Da spricht der Teufel:

„Man sieht's, man horcht.“

Der Schneider spricht:

„Was bist du dumm.
Meine Mädel sind zur Ruh,
Und das Haus ist feste zu.“

Der Teufel sagt:

„Man sieht's, man horcht.“

Der Schneider spricht:

„Ach schweige du
Und greife zu.“

Darauf faßt der Teufel das Geld, und will damit fort. Doch der Schneider sagt, vergiß den Contract nicht. Wenn nun Jemand den geforderten Ziegenbock bringt, der kein weißes Haar an sich hat und von der ersten Stunde an mit Hafer gefüttert ist, und den Tag, wie heute, um diese Stunde dir den Bock mit den Worten reicht:

„Hier nimm, was dein,
Und gieb, was mein,“

so hört ihm das Geld. Du gehst's doch ein? Ja, sagt der Teufel, und fährt zum Dach hinaus. Das ganze Haus stinkt aber wie lauter Teufelsdreck. Darnach legt sich der alte Schneider in den Sarg und ist augenblicklich mausetodt. Da macht sich der Schneidergesell auch gleich aus dem Staube. Er hat am ganzen Leibe, von Angstschweiß triefend, keinen trocknen Faden gehabt. Am folgenden Morgen nimmt er Abschied von seiner Braut und geht Weltein. Der Schneidermeister wird begraben, und seine Töchter nähen nun fleißig und ranzioniren sich durch. Nach Jahren kommt der Schneidergesell wieder zurück, und findet die drei Mädchen zwar arm, aber

ehrlich und rechtlich. Sie klagen ihm ihr Leid; ihr Vater wäre doch so reich gewesen, nach seinem Tode aber hätte man keinen Thaler von dem vielen Gelde gefunden. Sie wüßten nicht, wo das viele Geld geblieben wäre. Darauf antwortet der Schneidergeselle, er wolle sehen, ob er es wieder anschaffen könne. Er brauche aber Zeit dazu und einen Ziegenbock, der kein weißes Haar an sich haben dürfe. Die Schneiderinnen haben gerade eine Ziege, die lammt eben und wirft ein schwarzes Bocklamm; da es aber ein weißes Kreuz auf dem Kopf hat, so taugt es nicht dazu. Kurz darnach lammt des Nachbars schwarze Ziege, wirft aber ein Bocklamm, das kein weißes Haar an sich hat, das ist gut. Der Schneider kauft das Thierchen und fängt es gleich an mit Milch und Hafer zu nähren, bis zu dem Tag, wo es Zeit ist. Dann nimmt er den Bock, zieht ihn in den Stall des verstorbenen Schneidermeisters, ohne daß Jemand etwas davon weiß und wartet, bis es elf schlägt. Er hat den Bock am Strick und spricht:

„Satan! heran,
Nimm, was dein,
Gieb, was mein!“

Gleich darauf wird ein gewaltiges Poltern oben auf dem Heuboden. Der Teufel durchbricht die Decke, kommt herunter, hat ein kleines Fäßchen unter dem Arm und wirft das in den Stall hin; faßt dann den Bock, reißt ihn von einander, schlägt mit der Bocklende den Schneider um die Ohren, daß der arme Mensch nicht weiß, wie ihm widerfährt und wie todt zur Erde stürzt. Als der Schneider wieder zu sich kommt, liegt das Fäßchen bei ihm, er ist aber über und über voll Blut. Das Blut

sowohl, wie das Fäßchen sagen ihm aber deutlich genug, mit wem er zu schaffen gehabt hat, und wer dagewesen ist. In dem Fäßchen sind aber lauter blitterblanke feine Gulden gewesen. Der Schneidergeselle wird nun Meister und heirathet kurz darnach sein Mädchen. Natürlich bleiben die andern beiden Schwestern bei den jungen Leuten, und da sie als eine reiche Familie ausgeschrieen werden, so bekommt der junge Schneidermeister durch seine beiden Schwiegerinnen auch noch zwei Schwäger.

Die Strafe.

Vor vielen Jahren lebte hier im Harzwalde ein großer und starker Mann, der in einer Höhle seine Wohnung hatte. Rauben und Stehlen war sein Handwerk, Mord und Brand seine Lust. Lange Zeit hat er es so getrieben, ohne daß er irgendwie daran gehindert wäre. Es hat aber alles seine Zeit, und so sollte die Ruchlosigkeit dieses Menschen auch aufhören. Einst, da er auch auf Raub ausgegangen war und nichts ergattert hatte, wollte er wieder in seine Höhle zurückgehen. Da steht mit einem Male ein kleines freundliches Männlein vor ihm, hat einen Rock an, der mit Gold und Silber wie übersäet ist. Der Räuber geht dem Kleinen mit seinem Spieße zu Leibe; Trotz alles Bittens und Flehens stößt er ihn nieder. Indem er aber zur Erde stürzt, so steht ein grimmiger Hirsch vor dem Bösewicht, und eh dieser sich besinnen kann, hat er ihn schon auf seinen langen Hörnern, eilt mit ihm auf einen hohen Berg und wirft ihn von da von einem vorspringenden Felsen hinab, daß

er beide Beine bricht und nun nicht mehr von der Stelle kann. In solch trostloser Lage muß er einen schrecklichen und schmachvollen Hungertod sterben, und die Raben haben dann sein Fleisch verzehrt.

Die Stiefgeschwister.

Einem Bergmann war die Frau gestorben und hatte ihm ein niedliches Mädchen hinterlassen; dagegen war einer Frau der Mann gestorben und deren Tochter vaterlos geworden. Das war jammervoll, doch sollte es so sein. Nach der Trauerzeit kam der Wittmann zu der Wittfrau, sie würden ihres Krams eins, und ehe ein Jahr vergieng, waren sie Mann und Frau und die Kinder hatten wieder Eltern. Der Vater hatte zwar sein und seiner Frau Kind lieb; die Mutter hieß aber und war auch eine Stiefmutter gegen das Kind ihres Mannes. Die Strafen blieben aber nicht aus. Nach Verlauf des zweiten Jahres war die Frau abermals Wittwe und mußte nun statt eins, zwei Kinder ernähren. Da bekam es die Stieftochter aber erst recht schlimm, und mußte alles thun und wäre sie dabei liegen geblieben. Einst sagte die grausame Mutter zu dem Mädchen, hier hast du einen Korb, nun geh hinaus in den Wald und such Heidelbeeren, bist aber vor Nachtwerden wieder da. Nun denke man sich, es war Winter, der Schnee lag wie hoch, und das Mädchen sollte Heidelbeeren holen! — Doch in Allem gehorsam, gieng es getrosten Muthes fort und dachte nicht einmal daran, daß es in der Zeit, wo Alles mit Schnee so hoch bedeckt war, gar keine Heidel-

beeren geben konnte. Im Walde angekommen, sah es ein Feuer, gieng darauf los und sieh, es saßen drei kleine Männlein dabei. Das Mädchen fragte, ob es sich wohl ein wenig wärmen dürfe? O ja, sagten die Zwerge, setze dich her und erquicke dich. Es setzte sich und holte sein Stückchen Brot aus dem Korbe, daß ihm seine Stiefmutter mitgegeben hatte. Als es anbiß, sagten die drei Kleinen, gieb uns doch auch ein bischen. Es theilte sein Brot, und gab jedem einen Bissen und behielt eben so viel. Nun fragten die Zwerge, was es hier wolle? Ach, sagte das Kind, ich soll Heidelbeeren holen, hat mir meine Mutter befohlen. Die sollst du auch mitnehmen, sagten die kleinen Leute. Hier nimm den Besen, gehe dort auf jenen freien Fleck (sie saßen unter hohen Tannenbäumen) und kehre den Schnee weg, dann wirst du Heidelbeeren in Menge finden. Das Mädchen that, wie sie ihm sagten und fand so viel Heidelbeeren, recht dick, blau und süß, daß es bald seinen Korb voll hatte. Nun brachte es den Besen wieder zu den Leutchen und bedankte sich schön, dann sagte es Adieu und gieng wieder nach Haus. Als es fortgieng, sagte der eine Zwerg, laßt uns ihm auch noch etwas wünschen, es ist so gut und verdient, daß es glücklich wird. Da wünschte ihm der Eine: Bei jedem Worte, das es spräche, solle ihm ein Goldstück aus dem Munde fallen. Der zweite wünschte: Es solle goldene Haare bekommen. Der dritte: Seine Schönheit solle immer größer werden, so daß es das allerhübschesteste Mädchen würde. So kam das Mädchen nach Haus und die Mutter wunderte sich nicht wenig, als es sagte: Hier, Mutter, sind Heidelbeeren,

ganz frisch und schön, und ihm bei jedem Wort ein Goldstück aus dem Munde purzelte. Da machte die Mutter große Augen und ein freundliches Gesicht, so freundlich, wie sie noch keins vorgeschnallt hatte. Am andern Morgen schickte die Mutter ihr Mädchen in den Wald, unter dem Vorwande, es solle Heidelbeeren holen, eigentlich aber, daß, wenn es zurückkäme, ihm auch Goldstücke aus dem Munde fallen sollten. So dachte die Mutter. Es kam aber anders. Dem Mädchen war der Korb, den es mitnahm, recht gespickt mit Eßkram, Wurst, Brot und Leckereien. Es kam auch zu dem Feuer, bei welchem die kleinen Leutchen noch saßen. Ohne zu fragen, setzte es sich zu ihnen und wärmte sich, dann holte es sein Essen heraus, fieng an zu schmausen, daß ihm der Mund schäumte und kümmerte sich gar nicht um seine Gesellschaft. Endlich sagte der älteste Zwerg: Liebes Mädchen, gieb uns doch ein wenig von deinem Essen. Ach was, sagte es, das schmeckt mir selbst gut, der Tag ist noch lang, ich brauche noch viel. Da wurden die Kleinen traurig; das Mädchen kehrte sich aber nicht daran. Am Ende fragte der eine Zwerg, was es denn hier wolle? Es antwortete: Heidelbeeren wolle es pflücken. Da geben sie ihm einen Besen, und zeigen ihm einen freien Platz. Unter dem Schnee ständen genug. Das Mädchen nahm den Besen, gieng hin und kehrte den Schnee weg. Heidelbeerenkraut kam auch vor, statt der Beeren saß aber so etwas daran, was man im Ziegenstall findet, und das wollte das Mädchen nicht mitnehmen. Ärgerlich warf es den kleinen Leutchen den Besen zu und gieng nach Haus. Als es trotzig fortgieng,

wünschten ihm die Zwerge, der Eine: Es solle ihm bei jedem Worte, das es spräche, eine Kröte aus dem Munde springen. Der Zweite: Es sollten ihm ein paar Hörner aus dem Kopfe wachsen und der Dritte: Es solle immer häßlicher werden. Als es nach Haus kam und voll Groll und Ärger seiner Mutter erzählen wollte, was ihm begegnet wäre, sprangen ihm lauter Kröten aus dem Munde, so daß die Mutter ihm befahl, nicht weiter zu reden. Das war aber ein Malheur. Gern hätte die Stiefmutter die Stieftochter aus Neid fortgejagt, wären ihr nicht die Goldstücke so sehr lieb gewesen, deshalb behielt sie sie und sah wie sie immer älter und hübscher wurde.

Der Ruf von dem hübschen Mädchen hatte sich bis zum König erstreckt und dieser, davon angezogen, kam und wollte das Wunderkind sehen, und da er zugleich auch eine Frau suchte, und das Mädchen ihm gefiel, so machte er es zu seiner Gattin. Nach einem Jahr war ein kleiner Prinz da und nun war Freude über Freude. Da wurde dem König Krieg angesagt und er mußte selbst mit fort. Kaum war er aber weg, so war auch seine böse Schwiegermutter mit ihrer furchtbar häßlichen Tochter da, und da sie sich so freundlich stellten, wnrden sie eingelassen und blieben kurze Zeit bei der Königin. In der Zeit, wo die Mutter mit ihrer Tochter noch allein war, hatte das böse Weib das Hexen und Verwünschen gelernt und wollte es nun zuerst an der Königin versuchen. In einer der Nächte, wo die Alte bei der Tochter wachte, machte sie den Prinzen todt und verwünschte die Königin in einen Schwan, der im Augenblick darnach auf dem Teiche vor dem Schlosse schwamm. Am andern Morgen

wurde dem König gleich Alles, was passirt war, geschrieben und der kam in vollem Galopp nach Haus und fand Alles, wie er's erfahren hatte, aber auch die alte Hexe mit ihrer gehörnten Tochter, die Niemand leiden konnte. Der König schickte zu seinem Zauberer, der bei ihm im Dienste stand, dieser mußte heran und Rath schaffen. Als der Zauberer die beiden Weibsbilder gewahr wurde, wußte er gleich Bescheid. Der König mußte sein goldenes Schwert, das er besaß, hergeben, den Schwan aus dem Teiche holen lassen, und die böse Stiefmutter wurde gezwungen, da sie freiwillig nicht wollte, dem Schwan den Kopf mit dem goldenen Schwerte abzuschlagen. Indem der Kopf vom Rumpf auf die Erde sprang, stand die Königin wie sie leibte und lebte, bei ihrem Manne und erzählte, daß ihre Stiefmutter den Prinzen umgebracht und sie verzaubert hätte. Da der Knabe nicht wieder lebendig gemacht werden konnte, so wurde die Mörderin in ein Faß gesteckt, das über und über mit langen, scharfen Nägeln durchschlagen war und so lange Berg auf und Berg ab gewälzt, bis sie ihren schlechten Geist aufgegeben hatte. Das gehörnte Mädchen war aber in dem Augenblick, wo aus dem Schwan die Königin wieder hervor gieng, zum Schwan geworden und schwamm auf dem Schloßteich herum. In der folgenden Nacht hatten ihn die andern Schwäne, die da ein ordentliches Häuschen bewohnten, auf die schrecklichste Art umgebracht. Der Königin aber gieng's von der Zeit an immer gut.

Nun ist's aus! —



Berichtigungen.

Seite	15	Zeile	14	von	unten	lies	an statt bei.
„	15	„	4	„	„	„	Tänzer statt Träger.
„	32	„	3	„	„	„	dann statt dam.
„	46	„	9	„	„	„	Wulperschohmd statt Wulperschehand.
„	83	„	7	„	„	„	weidwerken statt weiter-recken.